



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreihundertdritter Jahrgang.

N^o 31.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman
von

Hans Wachenhusen.

XLV.

„Gnädige Frau, ich komme als eine bußfertige Sünderin, um Ihre Verzeihung zu erbitten!“ vernahm Lucy die heisere, matte Stimme der zu ihr in den Salon getretenen Verschleierte, die eben ihr Gesicht entblößte und ihr die verwüsteten, von Schmerz und Reue entstellten Rüge der Frau von Kerstowan zeigte, die von eben diesen Gefühlen zu ihr gezogen war, um, ehe sie mit sich und ihrem Gewissen abschloß, sich von einer Last zu befreien.

Die Hände herabhängend und schaltet, stand sie nach diesen Worten da, den Blick zu Boden gesenkt, unfähig, weiter zu sprechen.

Lucy, zu ihr gewendet, schaute sie lange und zweifelnd an. Dieses Weib wagte es, sie aufzulockern, sie, die für all' die Wohlthat und Freundschaft, die sie genossen, ihr so furchtbar wehe that! Aber wie sie auf sie schaute und das Gepräge der Zerknirschung erkannte, neigte sich ihr Herz zur Theilnahme; es begann laut auf zu klopfen, denn auch jene schien unglücklich, sie kam nicht in böser Absicht.

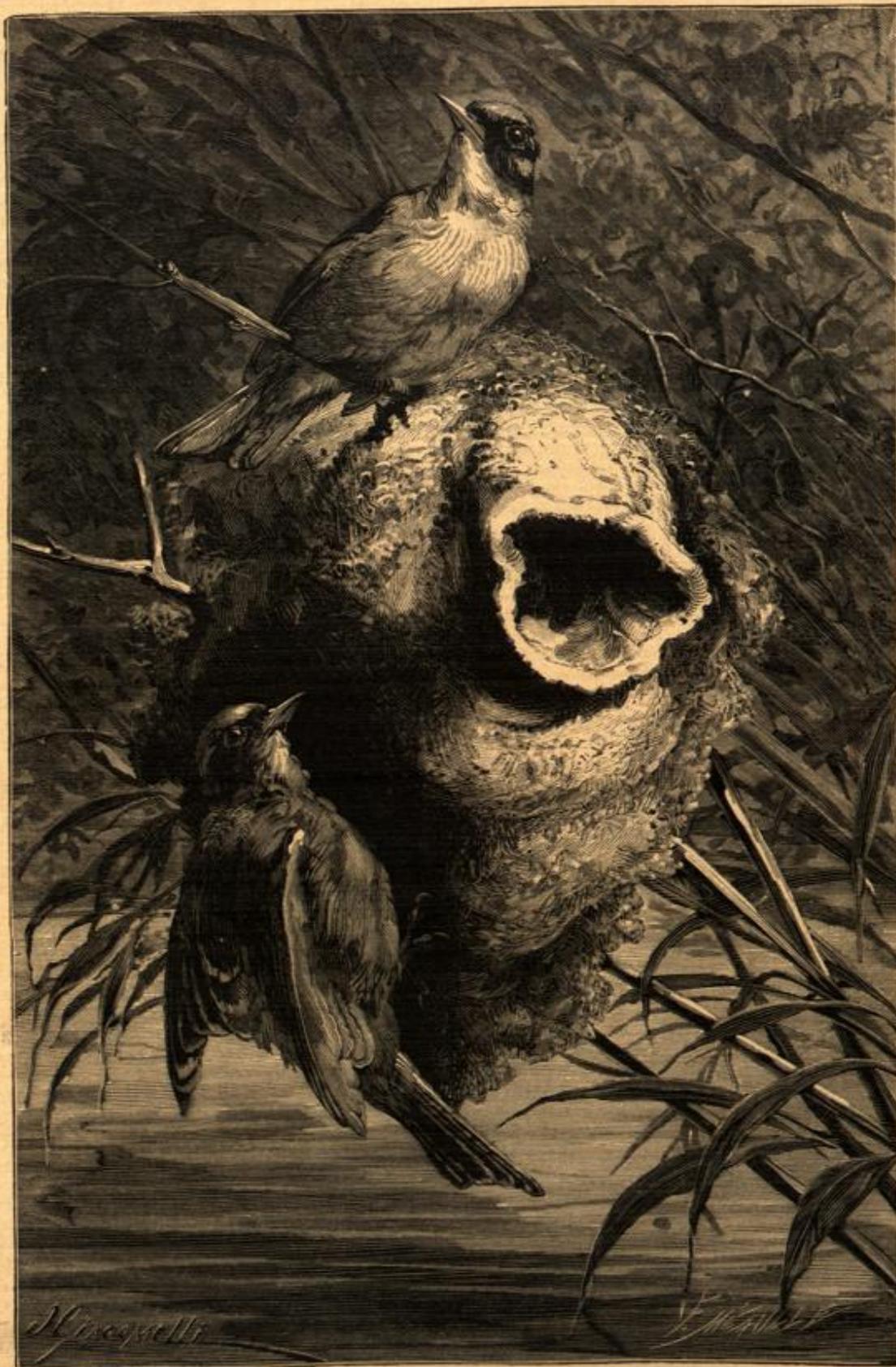
Schwer ward es ihr, ein Wort hervorzubringen; sie wußte es nicht zu finden.

„Ich habe nicht von Ihnen verlangt, was Sie mir angethan,“ machte sie endlich hervor, ihr Antlitz von ihr abwendend. „Ihr eigenes Gewissen mag Ihnen darüber schon Rechenschaft gegeben haben, wenn ich Ihr Ersehen hier richtig verstehe.“

Valeska blickte überrascht auf. Sie wußte, was sie noch als ihr Verbrechen betrachtet und zu welchem gekommen war!

„Ich fühle mich selber schuldig an dem Unglück meiner Ehe,“ sprach Lucy fort. „Ich war voll Vertrauen, bis ich, die ich theilnehmend zu Ihnen eilte, als man mir in der Nacht sagte, Sie seien erkrankt, den eigenen Gatten in Ihrem Zimmer finden und mich von der schändlichsten Lüge derjenigen überzeugen mußte, die ich wie eine Freundin behandelt.“

Lucy legte das Taschentuch vor die Augen. Valeska hatte



Ein Künstlerheim (die Beutelmeise am Nest). Zeichnung von G. Giacomelli. (S. 363.)

sie erstaunt angehört, sie schüttelte jetzt traurig das Haupt.

„Das ist es nicht, gnädige Frau, weshalb ich kam!“ sprach sie langsam, aber mit fester Stimme. „Das nicht! O nein!“ Sie lächelte bitter vor sich hin. „Ich darf Ihnen den heiligen Schwur ablegen, daß ich stets Ihre Rechte geachtet, daß auch von Seiten Ihres Gatten nichts geschehen, was diese verletzt hätte.“

Lucy wandte sich hastig zu ihr zurück. Mit großen, weit geöffneten Augen maß sie Valeska, sie strafend der Lüge wegen, die sie eben gesprochen; aber der Ausdruck der Wahrheit, den sie auf diesem Antlitz erkannte, machte sie verstummen. Valeska that einige Schritte zu ihr.

„Was mich zu Ihnen führte, gnädige Frau,“ sprach sie mit erhobener Stimme, nicht ohne Zittern, „das ist der Wunsch, Ihnen das Bekenntniß einer andern Schuld abzuliegen. Hören Sie mich an, nur wenige Minuten!“ . . . Sie sammelte die Kraft, um auszusprechen, was sie bedrückte. „Ich bin nicht Die, als welche man mich bei Ihnen in Florenz einfuhrte, nicht die Nichte des Mannes, der mir vor Ihnen einen falschen Namen gab; ich bin nur das unglückliche Opfer eines Betrügers, der Sie vor meinen Augen belog und betrog, ohne daß ich es wagen durfte, mich selbst als seine Kreatur, als eine sich in seinen Händen windende Betrügerin zu ver-rathen.“

Lucy, anfangs keiner Bewegung fähig, zuckte erst zusammen, als sie ganz zu verstehen fürchtete.

„Sie sprechen . . . von . . .“

„Von Eschenburg, gnädige Frau, der mich, eine verfolgte, stüchtige Abenteurerin, in Florenz wieder aufgriff, die er einst als blutjunges, unerfahrenes Mädchen auf den Weg des Lasters getrieben, nachdem er meinen Vater in's Zuchthaus, meine Mutter zum Selbstmord gebracht. Er brauchte mich, um Ihre Ehe zu stören, zu zerreißen, die ihm bei seinen betrügerischen Absichten gegen Ihren Gatten ein Dorn im Auge war. Er, der sich an Sie gedrängt in der zweifellosen Absicht, Sie Beide langsam hinzuwürgen, wie er es schon Anderen gethan, suchte mich, die ich auf der Flucht vor der strafenden Hand der Geseze war, zu zwingen, Ihnen den Gatten abwendig zu machen. Ich wider-

stand ihm, obgleich ich stets warmen Dank für die Freundschaft in mir fühlte, die Herr von Hangenstein einer Unwürdigen gewährte. Er drohte, mich zu verrathen, und ich verrieth Sie endlich, gnädige Frau, um meiner eigenen Rettung willen. Er sprach mir von dem jungen Fremden, Don Valerio, der einst Ihnen theuer gewesen sei, er, der ohne Zweifel Ihren Gatten schon vor diesem gewarnt, leitete diesen in der unruhigen Nacht und machte ihn zum Zeugen, wie der Fremde heimlich Ihre Hand in der seinigen hielt. Ich floh unter einem Vorwand in mein Zimmer; er sandte mir Ihren Gatten nach und ich, die ich Sie absichtslos beobachtet, belog diesen in einem Anfall der Tollheit, des wahnsinnigen Neides einer Verlorenen gegen eine Glückliche! . . . Ich bin satt dieses elenden, ehrlosen Lebens, das mich zwingt, das Tageslicht, das Antlitz der Menschen zu fliehen! Erzogen von sorgfamer, liebevoller Mutterhand, foltert mich stets das Bewußtsein, Derer unwürdig geworden zu sein, auf die mich meine Erziehung hinweist; der Gedanke ist mir unerträglich geworden, inmitten froher, glücklicher Menschen jeden Augenblick eine Stimme zu hören: Juliane Rebborst! Wie kommt sie, die Hehlerin, die Genossin von Fälschern und Hochstaplern, unter uns! Uebergibt sie Denen, die nach ihr suchen! . . . Ich fürchte meine Verfolger nicht mehr, gnädige Frau, aber ich besitze noch Ehrgefühl genug, mich ihnen nicht zu überliefern; ich kenne ein anderes Gericht, und das will ich selber üben, sobald ich gethan, was mir noch zu thun bleibt . . . Leben Sie wohl, gnädige Frau, und verzeihen Sie einer Unglücklichen, daß sie so elend sein konnte!"

Valeska schaute nicht auf, sie wagte nicht, in das Antlitz Derjenigen zu blicken, gegen die sie so schwer gesündigt. Sie abwendend schritt sie zur Thür.

Lucy hatte sie in starrem Schweigen, die Augen unverwandt auf sie gerichtet, angehört. Dasselbe Gefühl der Vergebung, das sie schon beim ersten Anblick dieses Weibes heute beschließen, überwältigte ihren Abscheu beim Anhören dieser Bekenntnisse. Sie sah Valeska gehen und noch stand sie regungslos.

"Frau von . . ." Der Name wollte nicht mehr über ihre Lippen. Sie eilte ihr nach und ergriff ihren Arm in der Thür. "Nicht so wollen wir uns trennen!" bat sie milde und dringend. "Sie sind unglücklich, und was ich Ihnen zu vergeben habe, ist bereits vergeben; was Sie Anderen gethan, darüber mögen diese mit Ihnen rechten!"

Valeska streckte abwehrend beide Arme vor sich. Sie barg ihr Antlitz.

"Nur Barmherzigkeit!" bat sie mit hoehler, rauher Stimme.

"Eben diese zwingt mich, Sie nicht fortzulassen!" Lucy legte den Arm um ihren Leib. Valeska sträubte sich gewaltsam, immer mit abgewandtem Antlitz. "Sie sind mir noch Weiteres schuldig und wär's nur, daß Sie selbst meinen Gatten überzeugen, ihm sagen, was Sie mir bekannten! Wolf hängt blind an diesem Manne, von dem Sie so Schreckliches erzählten, dem ich selbst vertraute, denn ich hörte nie etwas Unwürdiges aus seinem Munde!"

Das Letztere mochte Valeska noch zaudern machen.

"Sobald er erfährt, daß ich ihn entlarvt, wird er mir zuvorkommen, und ich fürchte mich vor ihm!"

Sie verhüllte das Antlitz.

"D, eine Hyäne würde eher der Schonung fähig sein, als dieses Ungeheuer!"

Valeska sprach das in einem Ton, der Lucy schaudern machte.

"Ich durfte und darf nicht einmal Ihren Gatten warnen vor ihm!" Und als bereue sie, was sie gesagt, wandte sie ihr verzerrtes Antlitz, die Hände faltend, zu Lucy. "Versprechen Sie mir, nicht jetzt, nicht heute und nicht morgen zu verrathen, was ich von ihm gesprochen! Erst wenn ich gethan habe, was ich muß, dann sprechen Sie . . . Alles, Alles!"

Lucy sah mit Erschrecken in den Augen der Unglücklichen den Ausdruck einer gewissen geistigen Störung. Sie suchte sie zu beschwichtigen.

"Ich gelobe Ihnen zu schweigen, aber beruhigen Sie sich! Und versprechen Sie mir, in unser Haus zurückzukehren; ich folge Ihnen bald! Niemand soll dort erfahren, errathen . . ."

"Zurück? D nein! Ich vermöcht' es nicht; ich will es nicht! Er würde mich dort finden, und ich bin noch nicht dazu bereit; ich will ihn suchen, aber nicht heute!"

Wieder flackerte es so unheimlich in den Augen Valeska's, daß Lucy zurückschrak und die Hand von ihr zog.

"Aber Sie werden wenigstens sich ausruhen hier, wo mich das Unglück der Schwester festbannte." Lucy beschlich eine Empfindung der Furcht vor den wild leuchtenden Augen Valeska's, als diese nicht antwortete und ein garstiges Lächeln durch ihre Gesichtsmuskeln zuckte. "Ich kann Sie nicht fortlassen," flüsterte sie unhörbar vor sich hin, auf Rath denkend. "Und . . . mein Gott . . . Valerio! Ich muß Pablo erwarten!"

Valeska hatte den Namen gehört. Wieder lehrte das Lächeln auf ihr Antlitz zurück.

"Sagen Sie mir . . . Sie lieben diesen Valerio?" fragte sie leise, sich zu Lucy beugend.

Diese erschrak.

"Einst that ich es! Wolf weiß es, ich machte kein Geheimniß daraus; ich war fast ein Kind noch damals! . . . Sie wissen nicht, was geschehen, welsch ein herzzerreißendes Unglück diese . . . Lüge angerichtet! Von

meines Gatten Hand schwer verwundet, ist Valerio soeben in seine Wohnung gebracht worden!" Lucy faltete, jetzt erst des Geschehenen wieder eingedenk, die Hände und schaute verzweifelt vor sich nieder. "O mein Gott, ist es möglich! Und ich die Schuld an Allem!"

Ein Geräusch in den Nebenzimmern ließ sie erschreckt aufhorchen; ihr Herz pochte in ungestümen Schlägen; sie meinte Pablo's Schritte zu hören. Aber statt seiner trat der Diener ein und meldete Herrn von Eschenburg.

Valeska stieß einen leisen Ton des Erschreckens aus. Sie richtete sich auf, als wolle sie ihn kühn erwarten, sank aber wieder zusammen.

"Noch nicht! . . . Nicht hier!" flüsterte sie umherschauend, während Lucy verwirrt und unschlüssig dastand, und huschte wie ein Schatten hinter die Portiäre zu Pablo's Zimmer.

"Ich erwarte ihn!" hauchte Lucy. Sie würde ihn ersehnt haben auch als ihren Vertrauten, wäre sie nicht noch unter dem Eindruck von Valeska's Enthüllungen gewesen. In die Mitte des Zimmers schreitend, stützte sie die Hand auf den Tisch, kaum wogend, aufzuschauen, als sie seine Schritte vernahm.

Bei seiner Annäherung zuckte sie und trat, ihm ihre Furcht nicht verheimlichend, zurück, denn Eschenburg's Miene war eine beängstigend feierliche. Mit schwerem Ernst und fast theatralischer Haltung stand er vor ihr.

"Ich bitte um Verzeihung für mein unangemeldetes Eindringen, meine Gnädigste," begann er nach respektvoller Verbeugung mit derselben strengen Miene und knappster Höflichkeit. "Die Umstände werden mein Kommen entschuldigen, denn es führt mich eine der traurigsten Pflichten hieher, der ich mich nicht zu entziehen vermöchte."

Eschenburg war es früher gewohnt gewesen, in leichtem Kavalierston zu ihr zu sprechen; seine Solennität erschien ihr wie eine absichtliche Verletzung, indes der Gedanke, daß er, der Vertraute Wolf's, ihr auch von Valerio's Schicksal zu reden komme, beruhigte sie wenigstens in dieser Richtung.

Aber ihr graute vor diesem Manne jetzt, seit sie wußte, daß er ihnen Allen gegenüber eine Maske trage, und sie war nicht in der Fassung, ihm dieß zu verzeihen. Sie bot ihm keinen Sessel, vermied sogar seinen Blick, und er suchte auch nach dem ersten nicht.

"Um mich kurz zu fassen, meine Gnädigste," hob er wieder an in einem Ton, der nichts mit seiner bisherigen freundschaftlichen Stellung zu ihr gemein hatte, "ich komme im Auftrage des Baron von Hangenstein, der soeben für immer die Stadt verlassen und mich zum Ueberbringer seiner letzten Mittheilungen gemacht hat. Sie werden den Charakter derselben errathen nach dem Rencontre, das heute Morgen zwischen ihm und Don Valerio stattgehabt."

Lucy, schwer in ihrem Frauenstolz verletzt durch die groteske, fast feindliche Haltung Eschenburg's und sein kaltes Ceremoniel, hatte die Hand beschwichtigend auf die Brust gelegt; als sie vernahm, daß Wolf sie verlassen, preßte sie diese Hand fester auf's Herz, um einen stehenden Schmerz zu erdrücken. Aber sie schwieg; nur der tiefe Zug um ihre Mundwinkel verrieth, was in ihr vorging.

"Sie begreifen, wie schwer mir meine Mission, gnädigste Frau; sie sollte eigentlich der Frau von Kerstowan als Ihrer Freundin übertragen werden, aber da diese nicht zu finden, mußte ich mich derselben unterziehen . . . Mein Zartgefühl verbietet mir, die Gründe zu nennen, welche den Baron von Hangenstein bewogen . . ."

Lucy unterbrach ihn, mit Empörung zu ihm aufblickend.

"Die Gründe! Sie beleidigen mich, Herr von Eschenburg! Ich kenne keine Gründe, es seien denn die Ihrer eigenen schmachvollen Intrigue, die mir selbst nur der Zufall enthüllte! Konnte Wolf so kurzfristig sein, Sie nicht zu durchschauen, ich errieth Sie und Ihre Absichten, denen es gelungen, das Glück einer Ehe zu stören, die Ihnen — ich erkannte das schon zu Anfang . . ."

"Meine Gnädigste," unterbrach sie Eschenburg, der jeder Verständigung den Weg sperren wollte, "gestatten Sie mir die Andeutung, daß die Gründe des Herrn von Hangenstein leider nur allzu berechtigt, ja, so überführend, daß selbst ich, sein Freund, mich mit trauerndem Herzen gezwungen sah, meiner bisherigen, grenzenlosen Verehrung für Sie zu entsagen, als ich gestern Morgen, mit Hangenstein hieher kommend, um unsere Theilnahme für die Kranke zu bezeugen, Don Valerio, hier an dieser Stelle Ihre Kniee umschlingend, zu Ihren Füßen sah. Don Valerio hat dieß heute Morgen schwer bezahlt, er wird es vielleicht mit seinem Leben büßen. Nach einer von Ihrer Frau Schwester gemachten, vielleicht mehr unbeachteten als absichtsvollen Aeußerung, die Hangenstein zu Ohren gekommen, ist dieser junge Mann, mit dem Sie in Korrespondenz geblieben, als Bote Ihres Oheims hiehergekommen, um Sie in Ihre Heimat zurückzurufen, wo man beabsichtigen soll, Ihre Ehe durch den Spruch der Kirche für ungültig zu erklären. Herr von Hangenstein beauftragte mich nun ausdrücklich, Ihnen mitzutheilen, daß er nach dem Vorgefallenen dieser Absicht nichts in den Weg lege. Auch mit seinen materiellen Verfügungen, Ihre Zukunft betreffend, hat er mich beauftragt und ich werde nicht verschlen, mich auch dieser Pflicht zu entledigen."

Eschenburg, der gleichgültig gegen die zerschmetternde Wirkung seiner Rede fortgefahren, machte eine kalte, abgemessene Verbeugung und verließ mit festen Schritten das Gemach.

Er sah nicht, wie Lucy die Arme erhob, wie sie be-

wußtlos zusammenbrach und mit einem Schmerzenslaut auf den Teppich sank. Es wäre ihm gleichgültig gewesen, hätte er es gesehen. Ein Opfer, eine Leiche mehr, er rechnete das nicht; er hatte mit derselben Ruhe an diesem Morgen auch Valerio mit Wolf's wohlgezielter Kugel in der Seite auf dem Bahlplatz zusammenbrechen gesehen.

Mit phlegmatischer Grandezza, zufrieden mit sich selbst, lehnte er sich draußen in den Wagen zurück, absichtlich in die Straße hinausschauend, als Pablo eben vor ihm aus einem Fiaker sprang, um Lucy die beruhigende Nachricht zu bringen, daß der Arzt das Leben des armen Valerio zu erhalten hoffe.

Im Salon stand inzwischen Valeska, die Hände gefaltet, vor der bewußtlos Daliegenden, mit stumpfem Blick auf sie hinabschauend.

"Diese hielt ich für eine Glückliche," murmelte sie vor sich hin, "und sie zu verderben, habe ich dem Satan meine Hand geliehen! Ein Opfer mehr, aber es soll sein Leben sein! . . . Ich bedarf keiner Hülfe; ich will ihn auffuchen unter dem Vorwand, meinen Lohn zu begehren; er soll den seinigen haben!"

Ebenso stumpfsinnig schritt sie zur Thür. Pablo trat ihr in derselben mit froher Botschaft in den Augen entgegen und wich entsetzt zurück, als er Lucy erblickte.

"Frau von Kerstowan, was ist geschehen? Ich beschwöre Sie!" . . . Er deutete, ihre Hülfe begehrend, auf die Unglückliche.

Schweigend schüttelte Valeska den Kopf und schritt an ihm vorüber.

XLVI.

Etwa vier Monde waren verfloßen. An dem bisherigen Schauplatz dieser Erzählung trieb der Herbstwind schon die welken Blätter vor sich hin und die da hinausgezogen waren zur Sommerfrische, in die Bäder und auf die Berge, lehrten heimwärts, zwischen ihre Mauern zurück, um sich mit wieder gekräftigten Lungen zu neuem Winterfeldzug zu bereiten.

Ueber demselben nordafrikanischen Gestade, auf das Wolf von Hangenstein so sehnsüchtig hinausschaute, als er noch nicht wußte, was er wollte und gerade das am wenigsten Gewollte doch so eifrig that — über demselben Gestade, aber östlicher als damals, leuchtete die ewige Sonne. Die Palmen streckten majestätisch ihre von saftigen gelben Datteln umkränzten Wedel in die blaue Luft, die Riesensakazien waren mit Blüten bedeckt, die Sophora wölbte ihren gewaltigen dunklen Dom, der Jasmin duftete, Orangen, Mandarinen und Liebesäpfel leuchteten schmelzlos aus dem Laub und der glühende Hauch der Zone flüsternd in dem Zuckerrohr.

An der Küste Aegyptens rüstete man sich zum Empfang der Taufende von Gästen aller Welttheile, die der königliche Verschwenker, Ismael Pascha, geladen, um ihnen der trügerischen Coulissen der Kultur eines Landes zu zeigen, das so wenige Jahre später der Schauplatz eines famösischen Massenmordes werden sollte. Festlich geschmückte Baeten, Beamte in goldstropfenden Uniformen erwarteten bei Ankunft jedes Dampfers die Geladenen und haufenweise stürzten sich die armen Fellachen und Araber bettelnd auf die Ankommenden.

Die Stadt Alexandria hatte Toilette gemacht, königlicher aber noch hatte sich die Residenz des Khedive geschmückt, in welcher dieser den Luxus des Abendlandes mit der Märchenpracht des Orients vereinte.

Unter den Gästen, die in den Wochen vor Beginn der Festlichkeiten schon in dem großen Kaffeehause an der Esbekieh zu erscheinen pflegten, imponirte den Eingeborenen wie den Fremden die mächtige Gestalt eines blondbärtigen Mannes, der in leichter Reifeseidung, den breiten Filzhut tief über die Stirn gedrückt, unter den schattigen Bäumen dahinschritt. Er war auch der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, wenn er im offenen, von einem schwarzen Kutscher gelenkten Wagen um die abendliche Promenadezeit durch die Schubraallee fuhr, um vor dem Restaurant da draußen lange in sich verfunken dazusitzen und gleichgültig und unzugänglich für die übrigen Gäste auf das bunte Hinundher der Wagen, der Kameele und der hinter ihren Burkos zeternden Fellachen zu schauen.

Nur Einer war's, dem er das Recht gönnte, sich zu ihm zu setzen, mit ihm zu plaudern, ein älterer Herr mit kaltergrautem Vollbart, der mit den die Gäste umbetrenden nackten Fellachenskindern in ihrer Sprache seine Ehre trieb, den Eingeborenen der Bedienung in arabischer Sprache seine Befehle gab und mit diesem und jenem graubärtigen Kairensen Grüße freudigen Wiedersehens tauschte.

Wolf war es, der Schweigsame, den die Unruhe seines Daseins unter Eschenburg's Lenkung nach monatelangen Umherirren hieher geführt, wo dieser ihm Zerstreung verschaffen hatte.

Seine geheime Sehnsucht war seltsam genug eigentlich dasselbe sonnige Land gewesen, in welchem er das traurige Erlebnis seines Daseins zu verzeichnen hatte, aber Eschenburg, der seinen Einfluß auf ihn noch immer aufrecht zu erhalten bemüht, hatte ihn zwischen den beiden östlichen Küsten des adriatischen und des Mittelmeers zu beschließen gewußt; er hatte den Raftlosen nach Dalmatien, Montenegro, Albanien und Griechenland geführt, hatte ihn von Sardinien, wo er ihn eines Tages in Palermo findend, nach Tunis geführt und ihn so ostwärts nach Aegypten geleitet.

Wolf erschien fast willkürlich diesem Manne gegenüber; er that, was dieser rieth, und folgte ihm, wohin dieser ihn zu gehen überredete, mit mürrischer Indifferenz. In Albanien, den schwarzen Bergen und auf der Insel Sardinien hatte er sich wochenlang von ihm getrennt, um auf den höchsten Höhen, in den wüsten Schluchten den Bären, den Füchsen, die wilde Ziege und das Mufflon zu jagen, und das war seiner Stimmung eine willkommenere, rauhe Zerstreuung gewesen, die Eschenburg nicht theilen wollte; dann ja diesem zurückgekehrt, hatte er sich gleichgültig ihm wieder überlassen.

War ihm früher, vor seiner Verheirathung, das Dasein ein langweiliges gewesen, eine Leere, die er nicht auszufüllen verstand, so war es ihm jetzt eine Wüstenei. Er ließ Alles an seinem Auge vorübergehen, ohne geistigen Antheil daran zu nehmen; kein Lächeln kam mehr auf sein Antlitz, keine Erregung bewegte die Muskeln desselben; stundenlang konnte er dastehen und auf einen Punkt blicken, ohne irgend welche innere Thätigkeit zu verrathen. Eschenburg war allerdings nach wie vor sein Freund, sein einziger Umgang, der Einzige, der auf ihn Einfluß zu haben schien, aber Wolf hatte keine Interessen mehr, in welchen dieser sich hätte geltend machen können.

Als Eschenburg ihn nach seiner schnellen Abreise zu finden gewußt, hatte er ihm in alter Weise die Hand gereicht, aber er vermied es, ein Wort über das Geschehene zu sprechen. Ein einziger Blick deutete Eschenburg an, daß zwischen ihnen nie die Rede davon sein dürfte.

Er fragte diesen auch nicht, wie er Alles nach seiner Abreise geordnet, er nahm nur schweigend die Vollmacht zurück, welche er ihm gegeben, und Eschenburg belästigte ihn nicht mit einer Rechnungslegung. Er hatte vor seinem Abgehen von seinem Bankier einen Kreditbrief auf eine Summe genommen, die auf Jahre hinaus seine Bedürfnisse deckte, er fragte nicht, was aus seinen Verden, seinem Schloß und Gut, aus all dem geworden, was er einst um sich gehabt, und antwortete ebensowenig, wenn Eschenburg sich eine ihm unverjänglich erscheinende Frage erlaubte. Die letzte Vergangenheit schien in seinem Gedächtniß verloscht und die Gegenwart weckte in ihm keine Empfindung; ihm schien's auch gleichgültig, was Eschenburg noch an ihn fesseln mochte, und ebensowenig fragte er sich, wie probenhaltig doch die Freundschaft dieses Mannes sein müsse, der sich so selbstlos sein unfreundliches Wesen gefallen lasse.

Desto neugieriger fragten oft Diejenigen, mit welchen sie auf der Reise zusammentrafen, denen Eschenburg als der erste, aufopferndste Charakter erscheinen mußte. Sein Freund sei gemüthskrank, erklärte er; traurige Schicksale hätten eine tiefe Verstimmung in ihm zurückgelassen, man müsse ihn schonen, bis er wieder genesen. Und wenn Wolf von Leuten abließ oder unzugänglich war, blieb Eschenburg der galante Aristokrat. Er suchte sogar nach Bekanntschaften und hatte auch schon eine solche mit einem reichen alten Russen geschlossen, der, wie er, auf Umwegen nach Aegypten ging. Mit diesem hatte er auf dem Messageriedampfer unzählige Partien Carté gespielt, in welchen er ihm zuweilen ganz bedeutende Summen abgenommen.

Es hatte fast den Anschein, als habe er diesen zu seiner neuen Jagdbeute ausgewählt, indeß er war ihm vorläufig wieder entgangen, nachdem er sich Revanche in Kairo hatte versprochen lassen.

Und hier suchte und fand er diesen. Er theilte seine Aufmerksamkeit zwischen ihm und Wolf, aber bei all' der Lieblichkeit schien es doch, als mische sich in seine Freundschaft für Letzteren eine gewisse Ungebuld, ein Ueberdruß, ein Verlangen, ein Ende mit derselben zu machen.

Er sprach zu Wolf nicht mehr von seinem Plan, die Äquatorialgegenden aufzusuchen; er fühlte doch, daß er schon zu alt hierfür geworden sei, meinte er, dahingegen zeigte er, daß es ihm behaglich, sich wieder in die Sitten des Orients zu versetzen, die ihm einst so geläufig gewesen.

Es waren noch zehn Tage bis zum Beginn der großen Festlichkeiten; er schlug deshalb Wolf eines Tages vor, das Festleben aufzusteden und mit ihm alla turca zu wohnen.

Ihm sei auf der Musik ein alter Freund, ein wohlhabender Türke, begegnet, der ihm seinen Konak, sein Haus, zur Miete offerirt. Es sei einmal etwas Anderes, Originelles, nach mohammedanischem Brauch zu leben; auch er, Wolf, werde Geschmack daran finden. Das Haus liege am Nil, habe einen herrlichen, von hohen Mauern umgebenen Garten, schöne Fontänen, ein Selamlük und ein Haremlik, eine Männer- und eine Frauenwohnung, und lustige Räume mit schönen Galerien, in denen man sich dem „Käff“, dem orientalischen dolce far niente oder, was noch erquicklicher, dem Kirwana, dem zeitweise gänzlichen Aufhören jeder geistigen Empfindung oder Thätigkeit hingeben könne.

Wolf, der eben an seinem Lieblingsplatz, im Vorgarten des Restaurants in der Schubrallée saß, hörte seinen Vorschlag apathisch mit an. Es sei ihm recht, antwortete er ohne Zeichen irgendwelcher inneren Regung, und Eschenburg begann jetzt, ihm zu schildern, wie man sich vielleicht sogar für einige Monate einrichten könne.

Abdul Kerim, sein alter Freund, nehme seine Weiber mit sich, da er den ganzen Winter hindurch auf seiner Besitzung im Delta, in der Provinz Garbich verweilen werde, er lasse aber seinen Troß von männlicher und weiblicher Dienerschaft und seinen Koch, seine kostbaren Teppiche und seinen Service, seine seltenen Tschibuks und Kargilebs zurück, auch seine Dahabieh, seine mit den weichsten seidnen

Divans ausgestattete Nilbarke, stelle er zur Verfügung, und so stehe ihnen denn eine beneidenswerthe orientalische Villegiatur in Aussicht. Man werde unter dem Säuseln der Palmen und Cedern, in von Blüten und Früchten balsamirter Atmosphäre einschummern, sich Kühlung fächeln lassen von gehorsamen Sklavinnen, die Nächte auf dem Nil verbüßern und durch Haschisch sich in vollständige Weltvergessenheit wiegen, bis der Lärm der herbeiströmenden Gäste sie in den Strudel von Festlichkeiten hineinreißt, wie sie so großartig und berauschend selbst Babylon nicht gekannt habe.

Wolf hörte ihn mit derselben Unempfindlichkeit an, wie er weiter seine häuslichen Pläne entwickelte.

„Es ist mir recht!“ wiederholte er trocken. „Es soll mir sogar erwünscht sein, dem Lärm hier aus dem Wege zu gehen.“

Eschenburg schielte ihn argwöhnend an.

„Gerade was Tausende von Celebritäten aus allen Welttheilen hieherzieht, erscheint Ihnen lästig?“ fragte er mit Vorwurf. „Wir werden hier der Quintessenz aller Wissenschaft und Kunst, der Diplomatie, den erlauchtesten Persönlichkeiten begegnen!“

„Ich bin nicht neugierig, sie zu sehen, aber um Sie nicht zu stören in Ihrem Genuß...“

Eschenburg schaute zu den Kronen der alten, den Garten beschattenden Sykomoren hinauf.

„Die Sonne wird bald untergehen; ist es Ihnen recht, wenn wir Abdul Kerim's Landhaus noch in Augenschein nehmen? Er erwartet uns und wird uns zufällig bewirthen. Ich habe später im Hotel meinem russischen Freund heut Abend noch ein Treffen im Carté zu liefern.“

„Ich stehe zu Diensten!“ Wolf wußte, daß, seit sie im Hotel wohnten, jeden Abend in demselben stark gespielt wurde. Ihn etelte das bereits an, aber er fügte sich. Er sah alte Bekannte Eschenburg's aus Berlin unter den Spielenden, aber er ging ihnen aus dem Wege; sie waren ihm unsympathisch geworden. (Fortsetzung folgt.)

Ein Künstlerheim.

Von

Dr. Karl Ruk.

(Bild S. 361.)

Heiß brennen die Strahlen der Frühsummer Sonne, und die Schwüle wird schon um so mehr fühlbar, da kein Hauch die Luft bewegt. Am Ufer des Landsees dahimmanbelnd, suchen wir mindestens ein wenig Kühlung zu genießen. Heute wehen nicht einmal die Rohrflammen, förmliche Todesstille herrscht vielmehr, und nur das Zirpen und Surren, das Summen und Brummen der über dem Wasserspiegel lebenden und webenden Kerbtiere unterbricht eintönig oder hebt vielmehr die Stille in der Natur.

Dann aber regt es sich im Schilf, hier und da erzittert eine Föhne und schwanzt plötzlich auf und nieder. Wie festgebannt stehen und lauschen wir, und siehe da, zwei Vögel huschen anmuthig und leichtschwingend daher. Meilen sind es, das verräth uns Lockton und Wispern, der hurtige Flug und das sänke Klettern topfobert und topfunterst. Aber es ist eine absonderliche, überaus seltene Art, die Beutelmeiße, auch Kemiz genannt, welche für den Freund der gesiederten Welt noch ein außergewöhnliches Interesse bietet, darin nämlich, daß sie eine der größten Künstlerinnen ist, welche die Natur aufzuweisen hat. Das dünnt uns wohl eine Uebertreibung zu sein, wenn wir an die staunenswerthe kunstvolle Nester der Webervögel, Kolibris, mancher Staare u. a. m. denken, aber wir dürfen an der Thatfähigkeit nicht zweifeln, denn die Ornithologen sind einig — und dieß ist ein letzter Fall — darin, daß das Beutelmeißenest in der Reihe aller derartigen Kunstwerke hochobenan steht.

Die Beutelmeiße ist auf den ersten Blick ein unscheinbares, rostbrüchlich-graues Vögelchen, an Kopf und Nacken aschgrau, Stirn, Zügel, Streif durch's Auge und Kopfscheitel tiefschwarz, Flügel dunkelbraungrau, rötlichgelb und bräunlichroth gezeichnet, Schwanz und Schwanzfedern schwarzbraun, weiß gesäumt, Unterseite düsterweiß, Brust hellroth, mit schwarzem Schnäbelchen, braunen Augen und grauschwarzen Füßen. Sie gehört zu den kleinsten Meisen und ist etwa so groß wie die allbekannte Koenen- oder Sumpfmeiße, auch Meister Hämmerlein genannt. Das Weibchen ist schwach dunkler gefärbt und ein wenig kleiner. Ihre Heimat erstreckt sich über den Osten Europas und Kleinasien; in Rußland, Polen, Ungarn u. a. ist sie häufig, aber auch in Südfrankreich, Griechenland, in der Türkei u. a. kommt sie vor; in Deutschland ist sie nur selten, wandernd oder vielmehr streifend, doch auch schon nistend beobachtet worden. Weiden-, Birken-, Erlen-, Kiefer-, Rohrbestände und Sümpfe bilden ihren Aufenthalt. Hier lebt sie wie alle anderen Meisen, doch unterscheidet sie sich von den meisten derselben darin, daß sie nicht in einer Baumhöhle brütet, sondern im Dickicht zwischen Schilfstengeln und Gebüsch ein freihängendes Nest errichtet.

Während wir uns kurz dieser naturgeschichtlichen Angaben erinnern, sind wir den Vögeln behutsam gefolgt, haben uns die Stelle gemerkt, wo sie in's Gestrüpp schlüpfen, und bei Beachtung großer Vorsicht können wir sie jetzt belauschen.

Ueber dem Wasserspiegel — jedoch nicht immer — hängt das Nest gewöhnlich in der Höhe von 2—5 Metern, manchmal höher oder niedriger, sorgsam und fest eingewebt an den Weiden und Rohrpalmen, ein länglich runder Beutel, gegen 20 Centim. tief und bis 12 Centim. breit, aus Gräsern, Rispeln, Bast, Fäden u. a. geflochten und dann mit Pflanzen- und Thierwolle, namentlich von den Blütenköpfen der Weiden und Pappeln, in unendlicher kunstvoller Weise durchwebt und gefügt, meistens mit angehängter wackelnder oder etwas hinabgebogener bis 3 Centim. langer Einschlupfröhre, oft ohne eine solche und selten mit zweien von verschiedenen Seiten. Bei näherer Betrachtung erst erscheint es uns geradezu als ein wunderbares Kunstwerk, und wir staunen billigerweise darüber, daß dasselbe von den beiden hurtigen Vögeln in der kurzen Frist von zwei Wochen hergerichtet worden. Das

Gelege besteht in fünf bis sieben weißen, rötlich schimmernden Eiern, welche von beiden Gatten gemeinsam in 13 Tagen erbrütet werden. Die Entwicklung und ganze übrige Lebensweise gleicht der aller anderen Meisen.

Aber das Vögelchen ist sanfter und harmloser als die anderen, eine rechte Künstlernatur, froh und sich selbst genug im Schaffen, friedlich, doch auch gewissermaßen selbstbewußt, denn es weiß trotz seines winzigen, zarten Körpers doch einen Störenfried und manchmal einen viel größeren thatkräftig abzuwehren.

Wohl mehr als dreißig Jahre mögen es her sein, da, auf einer langen Wanderung durch Preußen und Posen, führte uns ein glücklicher Stern zu einem solchen Künstlerheim. Inmitten weiter, unübersehbarer Weidenbüsche hing, etwas über Manneshöhe und zwar weitab vom Wasser, das Beutelmeißenest. Die ganz zutraulichen Vögelchen schlüpfen gemüthlich aus und ein und ließen sich gar nicht stören, obwohl wir in nächster Nähe ihren Kunstbau bewunderten. Ich kletterte hinauf und bog den geschmeidigen Ast herab, so daß wir alle das Nest von außen und innen besichtigen konnten. Es enthielt nahezu flugbare Junge. Mit schrillen „jit, jit“ umschwärzten uns die Alten, und als wir den Zweig vorsichtig wieder emporgelassen, gingen sie emsig ihren Geschäften nach, als ob nichts vorgekommen sei, und unbelümmert um unsere Gegenwart.

Als wir uns dann heimwärts gelagert, konnten wir noch interessante Vorgänge belauschen. Zuerst kam ein ungeheurer Goldammer, und während derselbe schwankend im Wipfel des Baumchens sich zu erhalten suchte, wurde er von den beiden Meisen stürmisch angegriffen und aus dem Bereich des Nestes verjagt. Kecklich erging es einem kleinen Würger, der sich ihrer auch nicht zu erwehren wußte. Als dann aber ein Heber und späterhin wiederum eine Gaster vorüberkamen, klagten die Meisen wehmüthig „jihität“ tief im Gebüsch, denn sie wußten es wohl, daß jene beiden Nestplünderer die schlimmsten Feinde ihrer Brut sind. Sobald aber die Räuber verschwinden, begann das Männchen seinen, wenn auch nur leise zirpenden Gesang doch so fröhlich und dicht vor uns, als wolle es danken für den Schutz und versichern, es wisse wohl, daß ein guter Mensch nicht so grausam sein könne, ein Vögelchen zu berauben. In uns hatte sich das Vögelchen nicht geirrt, denn obwohl Jeder das seltene Kunstwerk gern in Besitz genommen hätte — so wollte doch Keiner solchen Frevel begehen und die kluge Zutraulichkeit der Vögel Lügen strafen.

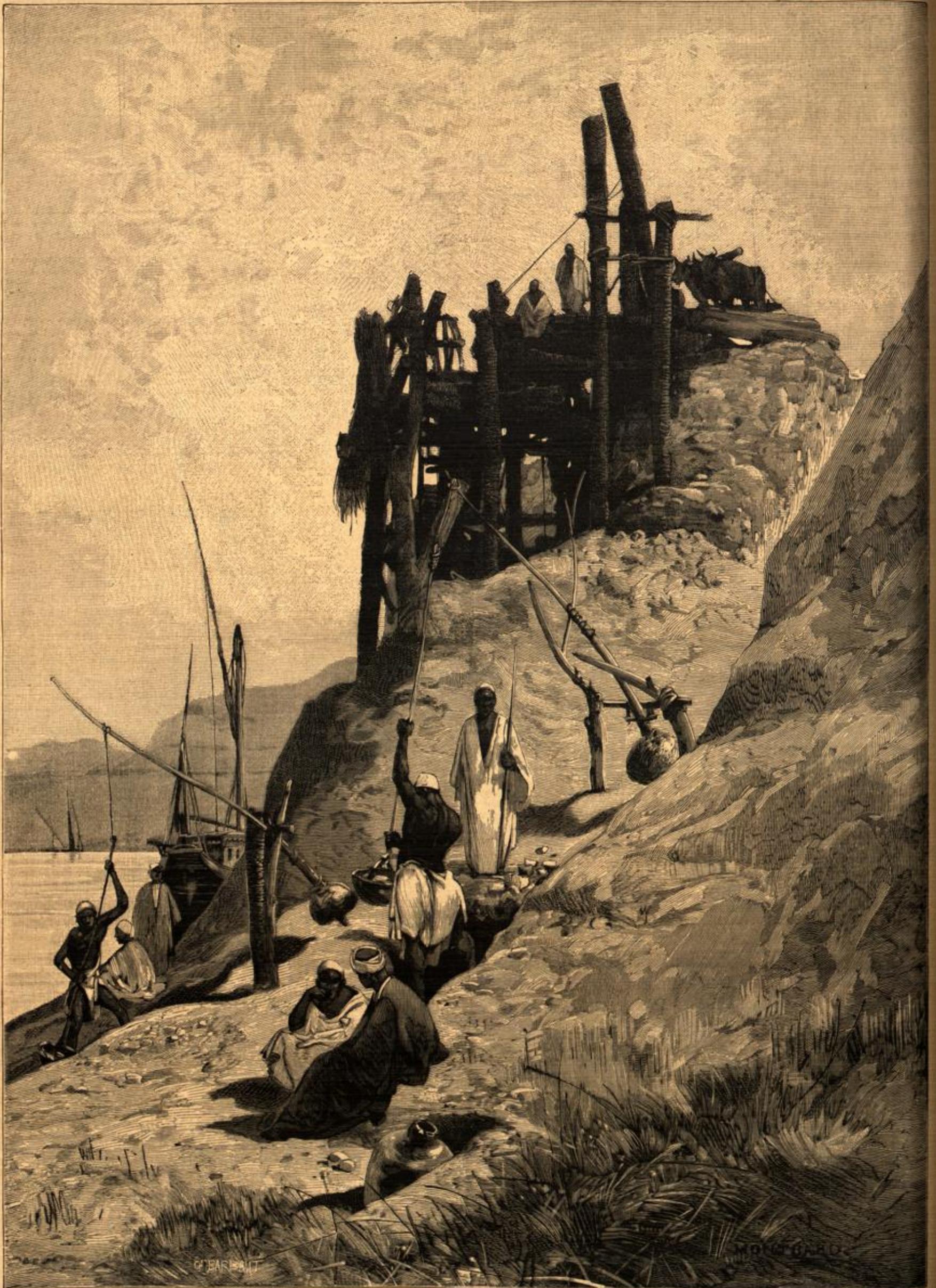
Die Klaviervirtuosinnen Anna Großer und Sophie Menter.

(Porträts S. 358.)

Deutschland hat sich stets ausgezeichnet durch hervorragende Klaviervirtuosinnen, die durch gebiegene musikalische Ausbildung wie auch durch Glanz und Gewandtheit des Vortrages Bewunderung erwarben und das musikalische Publikum erfreuten. Zu den bedeutendsten Künstlerinnen dieser Art in unseren Tagen zählen die beiden Damen, deren Porträts dieß Heft schmücken: Anna Großer und Sophie Menter. Beide sind musikalische Charakterköpfe, jede dieser Virtuosen ist huzulagen ein besonderer Typus der Kunst des Vortrages, jeder auf seine Weise fest und Bollendetes bietend. Wir wollen im Rahmen des biographischen Umrisses in der Kürze die Eigenart der beiden Künstlerinnen zu zeichnen versuchen.

Frau Anna Großer, geb. Kille, ist eine Deutsch-Böhmkin, in Melnik 1855 geboren, zuerst Schülerin des Leipziger Konservatoriums, dann Liszt's. Sie erschien das erste Mal als Mädchen vor etwa acht Jahren in Berlin und gewann sofort die allgemeine Anerkennung des Publikums und der Kunststrichter. Man hörte nach langer Zeit zum ersten Male eine Pianistin, die den Schwerpunkt der Leistung in dem musikalischen Vortrage, in dem Ausdruck weiblicher Empfindung suchte. Kurze Zeit nach ihrem Auftreten verheiratete sie sich mit dem talentvollen Maler Treuenfels, der sie von ihrem Aufenthalte in Weimar kannte und liebte. Leider zeigte sich bei ihm bald nach der Verheirathung ein schweres Brustleiden, das seiner und ihrer künstlerischen Thätigkeit sehr hemmend entgegentrat. Das junge Ehepaar zog nach Rom; dort starb Treuenfels nach zwei Jahren, die junge Wittve kehrte nach Deutschland zurück. In Rom hatte die Pflege des kranken Gemahls sie von jeder öffentlichen Wirksamkeit fern gehalten; in Deutschland konnte sie sich nunmehr ganz der Kunst widmen. Seit 1882 mit dem Redakteur und Schriftsteller Jul. Großer in Berlin in zweiter Ehe vermählt, hat sie öfters und in vielen Städten Konzerte gegeben und überall durch ihr sehr feines, gebiegenes musikalisches, allem unkünstlerischen Blitter fernstehendes Spiel viele Freunde gewonnen. Rühmend anzuerkennen ist auch, daß sie mit der neuen Russlitteratur gleichen Schritt hält und auch solche Kompositionen vorträgt, welche dem Pianisten wenig Konzertsorgf bieten; sie war die erste, welche Dvorjak's interessantes, aber sehr undankbares Konzert in Berlin zu Gehör brachte. In neuester Zeit ist sie nach Konzerten in Brüssel königlich belgische Hofpianistin geworden. Ihr dauernder Wohnsitz ist Berlin.

Frau Sophie Menter ist in einem gewissen Grade der Gegenpart der eben bezeichneten Künstlerin. Sie kann als die unbestritten erste Virtuosa auf dem Klavier gelten. Auch sie ist eine Schülerin Liszt's, dessen Kompositionen wohl von seiner Pianistin mit solcher Bravour, Sicherheit und Ausdauer gespielt werden. Sie ist im Jahre 1858 in München geboren. Ihr Vater war ein sehr bedeutender Geistl. und ein Künstler von edlem Schrot und Korn, leider starb er, als Sophie im achten Jahre stand. Dieß ward von der Mutter der Virtuosenlaufbahn gewidmet. Bis zum dreizehnten Jahre lernte sie im Münchener Konservatorium. Schon im fünfzehnten unternahm sie Konzertsreisen. 1867 trat sie im Leipziger Gewandhause und in Berlin mit ungewöhnlichem Erfolge auf, dann ging sie nach Weimar, dem Mekka aller Klaviervirtuosinnen, dort entfaltete sich ihr Talent in der glänzendsten Weise. Sie verheiratete sich mit dem Geistlichen J. Popper, lebt aber von ihm getrennt, im Winter auf Meien, im Sommer auf ihrem Schloße in Tropol. Frau Menter muß jedenfalls als eine hervorragende Erscheinung auch von dem Beurtheiler anerkannt werden, der die große Virtuosität nicht als den Schwerpunkt tonkünstlerischer Leistungen betrachtet. Sie beherrscht die Technik vollkommen und gebietet über ein sehr reichhaltiges Programm, in welchem die schwersten Stücke auch als die ihr bedeutendsten Erfolge sichernden zu bezeichnen sind; auch die Stärke ihres Gedächtnisses ist eine bei Damen seltene Erscheinung.



Ein Schöpfbrunnen am Nil. Zeichnung von Montbard. (S. 367.)



Die Wahrsagerin. Gemälde von J. Elmore. (S. 367.)

Der Komödiantenvater.

Eine einfache Geschichte

von

Georg Söcker.

Zweites Kapitel.

Seit dem Erzählten mochten einige Wochen in das Land gegangen sein.

Es war an einem trüben Wochentage um die zehnte Vormittagsstunde.

An das Fenster der Wirthsstube, in der sich außer Frieda und ihrer Großmutter Niemand befand, klopfte dicke Regentropfen, welche vom herbstlichen Sturme gepeitscht wurden. Dichte Wolkenmassen jagten sich am dunklen Himmelzelte und machten sich den Raum an demselben streitig.

Im Gegensatz zu dem unwirthlichen Zustande im Freien war es in der Wirthsstube doppelt gemüthlich. In dem mächtigen Kachelofen knisterte ein behagliches Feuer, das die Großmutter durch fleißiges Nachlegen der buchenen und eichenen Scheite trefflich zu unterhalten wußte.

Die beiden Frauen waren emsig beschäftigt und nur hin und wieder warf eine von ihnen einen flüchtigen Blick durch das wohlverschlossene Fenster, um sich alsdann der Arbeit wieder mit verdoppeltem Eifer hinzugeben.

Selten, daß die beiden Frauen ein Wort wechselten.

Die Großmutter, eine hagere Frau mit weißem, unter einem zierlichen Häubchen verborgenem Haar und scharf markirten Zügen, beschäftigte sich mit der Zubereitung von Gemüse zu dem Mittagmahl und ihre Enkelin nähte ohne Aufhören — vermuthlich an einem Stücke ihrer Aussteuer.

Die einförmige Stille wurde jetzt durch den Eintritt eines uniformirten Mannes unterbrochen, der pustend in die Stube trat und den regendurchweichten Mantel auf die Bank vor dem Ofen breitete.

Es war Hans Häusle, der Büttel des Dorfes.

„Nun, Häusle,“ sagte die Großmutter oder — wie sie allgemein genannt wurde — Base, „Ihr habt schlechtes Wetter mitgebracht.“

„Will's meinen,“ gab der Angeredete zurück, den ihm von Frieda vorgegebenen Brantwein hastig auschlürfend und sich schüttelnd, „ein Wetter, bei dem man keinen Hund in's Freie jagt. Aber ich muß doch den ganzen Tag herumrennen.“

„Nun, nun, was gibt's denn so Wichtiges?“ fragte die Base. „Ihr habt das sonst doch nicht nöthig? Bei uns im Dorfe ereignet sich ja glücklicherweise nicht viel.“

„Aber wenn's kommt, dann tröpfelt's nicht, sondern regnet gleich Heuwagen,“ versetzte der Büttel unwirthlich. „Mich tragen meine Füße kaum mehr.“

„Ihr macht mir ja ordentlich Angst,“ sagte die Base besorgt. „Es hat sich doch kein gefährlicher Spitzbube gezeigt?“

„Wenn's nur das wäre,“ gab Häusle geringschätzig zurück, indem er das leere Glas Frieda reichte, „dem Neuschnee wollten wir das Handwerk bald gelegt haben. Aber so —“

„So redet doch und haltet nicht hinter dem Berge mit Eurer Neugier.“

Statt jeder Antwort ergriff der Büttel das von Neuem gefüllte Glas und hielt es prüfend gegen das Licht.

„Das wärmt,“ sagte er halb zu sich gewendet und führte das Getränk seinem Bestimmungsorte zu.

Nachdem er sich alsdann wieder geschüttelt hatte, hing er den Mantel um und zog den Beutel, um seine Recke zu berichtigen.

„Ihr seid doch ein unfreundlicher Rauz,“ sagte die Base, die Fennige einstreichend. „Wollt Ihr es mir nicht sagen?“

„Wenn's Euch durchaus vonnöthen ist,“ antwortete Häusle, indem er die Thürklappe ergriff. „Schauspieler, Komödiantenvater ist im Dorf, und wenn ich Euch rathen darf, so nehmt Eure Wäsche in Acht!“

„Gott sieh' uns bei!“ rief die Base und schlug erschreckt die Hände zusammen. „Und die Leute wollen hier bleiben im Dorfe?“

Häusle drehte sich kurz auf dem Absatz herum.

„Müßte ich mir sonst die Füße abrennen?“ fragte er grimmig. „Der Landrath hat ihnen die Erlaubniß gegeben. Na, das wird eine nette Ueberraschung werden im Dorfe — solches Gesindel!“

„Aber Großmutter,“ wendete Frieda schüchtern ein, „die Schauspieler wollen doch gewiß ihr Brod redlich verdienen.“

„Wollen sie?“ lachte der Büttel statt der Angeredeten rauh. „Nun, mir kann's recht sein. Sind nicht erst von der vorigen Bande ganze Gänseherden gestohlen worden? Wir werden die Beiseherung schon sehen.“

„Wie Du nur so reden kannst,“ verwies auch die Großmutter. „Was zu uns auf's Land kommt, ist nicht viel werth. Du solltest doch übrigens an den Schauspielern genug haben, Dein sauberer Vater —“

„Großmutter!“ bat das junge Mädchen und sah die Base stehend an.

„Schon gut,“ beschwichtigte diese, „ich habe Dir ja nicht weh thun wollen.“

In der Ferne ließ sich das Geräusch eines Wagens vernehmen, das schnell näher kam.

„Sie werden doch nicht schon kommen?“ rief die Base. „Mir scheint es so,“ versetzte der Büttel in seiner trockenen Weise. „Richtig, da sind sie!“ Damit wies er auf einen niederen Planwagen, der in diesem Augenblicke vor der Schenke hielt und aus dessen Innerem eine zahlreiche Menge männlicher wie weiblicher Insassen herauszutrettern begann.

„Jetzt freut Euch,“ lachte Häusle, „da gibt's aufzuschreiben. Haltet nur Euren Rauchfang in gehöriger Ordnung, daß es nicht an Platz fehlt für die verschiedenen Rechen.“

Mit einem kräftigen Ruck warf der Büttel die Thüre in's Schloß und die Zurückgebliebenen hörten ihn noch draußen abwechselnd wettern und die Angekommenen mit ironischer Freundlichkeit begrüßen.

Es dauerte nicht lange, so hatte sich die Wirthsstube mit den Wageninsassen gefüllt.

Abenteuerliche Gestalten waren es zumeist, welche die schelblickende Frau Base unringten und begierig nach Speise und Trank riefen.

Aber alles Schelblicken nützte nichts. Die Gäste wiesen Scheidemünze auf und so mußten Großmutter und Enkelin die Bedürfnisse der Fordernnden befriedigen, so sauer es zumal der Ersteren auch antommen mochte.

Nur ein alter, verwitterter Mann mit schneeweißem, langem Haare, von Kummer durchfurchten Zügen und stark nach vorn übergebogener Gestalt machte eine Ausnahme von den Uebrigen.

Beim Eintritt war er sofort quer durch das Zimmer in die hinterste Ecke geschritten, ohne sich um seine Gefährten zu kümmern, und hatte sich dort vor einem Tische auf eine Bank niedergelassen.

Wenn man den Alten ansah, wie er mit verchränkten Armen dasaß, trübe vor sich niedersehend, so mußte ein geheimnißvolles Interesse rege werden. Dieß mußten auch seine Genossen fühlen, denn mitten in ihren lustigen Redereien schauten sie immer zu ihm hinüber. Es lag etwas Scheues in ihrer Neugierde und Keiner wagte es, das Grübeln des alten Mannes durch einen Zuruf zu unterbrechen.

In der That, der Alte hatte etwas Geheimnißvolles.

Es war, als ob ein schwerer Kummer ihn niederdrückte, als ob Selbstvorwürfe ihn peinigten und dem unbefangenen Beschauer mußte der Gedanke kommen, als ob es in dem Leben dieses Mannes einen dunklen Punkt gäbe.

Das granddurchfurchte, feingeschnittene Antlitz mit der hohen, zurückragenden Stirn wies noch Spuren einstiger Schönheit auf und hin und wieder zuckte auch aus den großen graublauen Augen ein verzehrendes, sehndes Feuer. Für gewöhnlich aber blickten seine Augensterne matt und über die ganze Gestalt war eine unjagbare Müdigkeit ausgebreitet.

Weder die Base noch Frieda hatten den Einsamen bei dem allgemeinen Tumulte bemerkt oder wenigstens noch nicht die Zeit gefunden, bei dem allgemeinen Drängen und Fordern den still Dastehenden nach seinen Wünschen zu fragen.

Nach einer langen Weile — seine Genossen hatten ihre leidlichen Bedürfnisse zum großen Theile schon gestillt — schien der Alte zu merken, daß ihm noch keine Erquickung geworden sei.

Er klopfte mit den Knöcheln der Hand beßhalb ungeduldig auf die Tischplatte und forderte mit ungemein melodisch klingender Stimme eine Erfrischung.

Als dieß geschehen, sank er wieder in den vorigen träumerischen Zustand zurück.

Frieda, durch den Zuruf des alten Mannes aufmerksam gemacht, beeilte sich, ihm das Verlangte zu bringen.

Sie ergriff ein gefülltes Glas, setzte es mit dem hergebrachten „Wohl bekomms“ vor ihn auf den Tisch nieder und wollte sich alsdann wieder entfernen.

Der Alte aber, durch den Klang der jugendfrischen Stimme aus seinem Gedankengange aufgeschreckt, hob rasch den Kopf und sah das Mädchen durchdringend an.

Da geschah etwas Unerwartetes.

Der alte Mann wurde todtbleich im Antlitz und packte das Gelenk des Mädchens mit eisernem Griff.

„Frieda!“ leuchtete er und rang sichtbar nach Fassung. „Nicht möglich! Barmherziger Himmel! Frieda! Bist Du es?“

„Was ist Ihnen, Herr?“ fragte das junge Mädchen bestürzt und suchte sich zu befreien.

Aber der alte Mann ließ ihre Hand nicht.

„Frieda!“ rief er wiederum mit verhaltenem Tone, aber seine Stimme zitterte vor innerer Erregung. „Bist Du es oder ist es Dein Geist?“

Dem jungen Mädchen waren die Thränen nahe.

Sie konnte sich das räthselhafte Gebahren des Fremden nicht erklären. Sie suchte sich daher zu befreien, mochte aber doch auch die Aufmerksamkeit der Uebrigen nicht rege machen.

Und der alte Mann hielt ihre Hand immer noch mit eiserner Zähigkeit fest, trotz aller ihrer Anstrengungen, ihm dieselbe zu entreißen.

„Frieda, Frieda!“ schluchzte der alte Mann leise. „Wie lange habe ich Dich vergeblich gesucht und nie gefunden. Ein Menschenalter liegt dazwischen, seitdem ich Dich nicht mehr sah. Kaum kann ich glauben, daß Du es bist! Aber gleichviel, feist Du es oder Dein Geist, ich halte Dich fest in meiner Hand und ich lasse Dich nicht mehr!“

Der Alte schrie die letzten Worte mit schiefer Ungeheuer.

„Aber so lassen Sie doch das Mädchen,“ rief die Base von Weitem, die durch das Schreien aufmerksam geworden war.

Aber der alte Mann hörte nicht, sondern sah das arme Mädchen mit verzehrenden Blicken an, ihre Hand nicht freigebend.

Die Base — ärgerlich darüber — schritt nun selbst in die Ecke, um ihre Enkelin zu befreien. Als sie aber den wunderlichen Gaste näher in das Antlitz schaute, schrie sie laut auf.

„Franz Leuschner!“ rief sie wild. „Was willst Du hier, Glender?“

Und ohne auf das allseitige verwunderte Fragen zu achten, ergriff sie den alten Mann beim Arm und zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich zum Zimmer hinaus.

Drittes Kapitel.

„Glender, Du lebst noch, was willst Du hier?“

Das war die erste Frage, welche die Base an den ihr willenlos folgenden richtete, als sie mit ihm auf ihrem Stübchen angelangt und hinter sich die Thüre verschlossen hatte.

Leuschner, so werden wir ihn für die Zukunft nennen müssen, blickte die Fragende stumpf an und schlug alsdann schein die Augen zu Boden.

Nach einer Weile wiederholte er das Spiel.

Verstohlen glitt sein Blick an der mit verchränkten Armen vor ihm stehenden Frauengestalt empor, bis er ihr blickendes Augenpaar erreichte und sich dann furchtsam wieder zur Erde senkte.

„Ich glaube es, daß Du mich nicht ansehen kannst,“ rief die erbitterte Base, indem sie noch näher vor den zurückweichenden trat. „Das böse Gewissen schlägt Dein Blick zu Boden. Beim ersten Blick habe ich Dich erkannt. Sage, bist Du Franz Leuschner, jener bodenlos schlechte, betrügerische Mensch?“

Leuschner versuchte einige Worte zu stammeln, aber er vermochte nichts über die Lippen zu bringen.

„Ja, Du bist es, Glender,“ fuhr die Base mit verächtlichem Tone in ihrer Stimme fort. „Dein schlechtes Gewissen verräth Dich!“

„Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?“ fragte Leuschner zaghaft.

„Wer ich bin, Glender, willst Du wissen?“ fuhr die Base unerbittlich fort. „Als ob Du das selbst Dir nicht am besten zu beantworten wüßtest. Da schau' her!“ rief sie, indem sie hart vor Leuschner trat. „Schau' meine grauen Haare und mein faltenreiches Gesicht, schau' die Augen an, die so viel Thränen geweint haben, daß sie nun keine Zähre mehr vergießen mögen. Weißt Du, um wen ich so viel Thränen vergossen? Um mein Kind, mein Herzblatt, meine arme, dahingemordete Frieda. Und weißt Du, wer ihr gottverfluchter Mörder ist?“

Zischend erlang es von den Lippen der alten Frau, als sie fortfuhr: „Das bist Du, Du allein! Du hast mich ein Leben bestohlen, so reich und blühend, wie es tauglich und abertausend Deiner Leben nicht zu sein vermögen. Du hast es mir geraubt und jetzt will ich Rechenschaft, ich die arme, betrogene Mutter!“

Die Sprecherin hielt erschöpft inne und blickte rüde gierigen Antlitzes auf den wie vernichtet vor ihr stehenden alten Mann.

Leuschner vermochte sich nicht mehr auf den Füßen zu erhalten. Erschöpft sank er auf den Rand des hinter ihm befindlichen Bettes und schlug schluchzend beide Hände an das Gesicht.

„Ja, schluchze nur,“ fuhr die Base unerbittlich fort. „Das hilft Dir wenig. Mich rührt es nicht. Ich habe auch geweint und geschluchzt und die Hände gerungen in wehem, hirnzerfressendem Schmerz, als sie mein Kind in den Sarg gelegt und in die kalte Erde geschleppt haben, mein Kind, das ich geboren und gepflegt, mein Stolz und meine Lust, das glücklich hätte werden können und leben, blühen und gedeihen, noch jetzt, zu dieser Stunde, wenn Du nicht gekommen wärest und hättest ihr Herz gebrochen.“

„Halte inne, halte inne, ich kann es nicht hören.“ rief der alte Mann verzweiflungsvoll und streckte beschwörend beide Hände gegen die Sprecherin aus. „Ich habe sie so lieb gehabt, lieber als Du, lieber als Gott und die Welt.“

„Du lügst!“ rief die alte Frau blickenden Auges und ballte die Hände. „Du hast sie nicht lieb gehabt, denn sonst hättest Du nicht ihr Herz brechen können. Aber als ich die langen Nächte an ihrer Leiche trostlos saß, da küßte sich mein Herz und ich gelobte mir heilige Rache! Ich mußte, die Stunde würde kommen, die Dich mir in den Weg führte, und nun hat Gott sie mir geschickt, damit ich Dir meinen Fluch verkünde und den ihren!“

„Sie hat mir gestlucht!“ lachte der alte Mann und ließ sich trampfhaft aufrecht. „Meine süße, angebetete Frau hat mir gestlucht!“

„Entweiche den theuren Namen nicht, indem Du ihn ausspricht,“ knirschte die Base mit verhaltener Stimme. „Lag die Todten ruh'n, sag' mir, was störst Du die Lebenden? Was treibt Dich hieher? Was willst Du von mir, von Deiner Tochter?“

„So lebt sie noch!“ rief Leuschner und ein Strahl reiner Freude verklärte sein gesuchtes Antlitz. „Das junge Mädchen ist —“

„Für Dich tobt!“ unterbrach ihn die Base eilig. „Sage mir, was willst Du hier, oder sage es nicht, einerlei, denn ich glaube Dir doch nichts.“
 „D, sei nicht so hart mit mir!“ flehte Leuschner und sah die Alte stehend an.
 „Darfst Du etwa mild mit meinem Kinde?“ rief diese ängstlich. „Rede, sprich, gib einer tiefgekränkten Mutter Auskunft über ihr verlorenes Lebensglück!“
 „Was soll ich Dir erzählen?“ seufzte Leuschner. „Ich habe weder Anfang noch Ende.“
 „Rede,“ gebot statt jeder Erwiderung die Base finstern. „Du glaubst mir ja doch nicht!“
 „Rede,“ knirschte die Base in höchstem Ingrimm und schüttelte die Hände.
 „Was soll ich Dir sagen?“ begann der alte Mann. „Ich liebte Deine Tochter und heirathete sie, das weißt Du ja.“

„Leider,“ seufzte die Base.
 „Aber was Du nicht weißt,“ fuhr Leuschner fort, „ist, daß ich, ehe ich Frieda kennen lernte, nach Art so vieler jungen Leute beim Theater, die meinen, die Genialität liege im Lumpenthum, in Saus und Braus und ohne Ueberlegung lebte. Ich machte Schulden, da die Gage nicht ausreichte, und sehr viele Schulden sogar. Die Gläubiger vertrieben mich auf bessere Zeit und die meisten von ihnen warteten auch willig, war ich doch jung und beim Publikum beliebt. Da heirathete ich Frieda und mit einem Male änderte sich die ganze Sachlage. Die Hauptstütze eines Liebhabers beim Theater ist das weibliche Publikum. Dieses will aber von verheiratheten Helden nichts wissen. Ich heirathete und meine Beliebtheit war dahin — man fand mich langweilig, uninteressant. Da fingen meine Gläubiger an ungestüm zu werden, und als ich nicht bezahlen konnte, drohten sie mir mit dem Schuldhügel. Da lag ich in der Nacht schlaflos auf meinem Lager. Am nächsten Morgen sollte ich abgeführt werden — und mein armes Weib, mein neugeborenes Kind, was sollte aus ihnen werden? Da überkam mich der unselige Entschluß, zu fliehen, weit, weit fort, zu Menschen, die nichts von mir wußten, nach Amerika. Die Zeit drängte, ein langes Bootfahren war nicht mehr möglich und so küßte ich denn noch einmal mein schlafend Weib und Kind und floh. Bei Gott, mein einziger Gedanke war, sie sobald als möglich nachzulassen zu lassen, aber das Schicksal lenkte es anders!“

Um die Mundwinkel der Base zuckte es höhnlich, aber sie winkte dem Sprecher, fortzufahren.
 „Das Schiff, auf dem ich fuhr, ging unter und mit ihm Alles, was ich besaß. Ein Bettler langte ich auf dem wunden Boden an. Da überkam mich das Gefühl meiner eigenen Erbärmlichkeit und ich beschloß, mich erst aufzurichten und dann erst meine Lieben zu benachrichtigen. Ich dachte, wenige Monate würden genügen, dieß zu erreichen, aber nach fünf langen, kummervollen Jahren hatte ich kaum so viel gespart, um wieder übersehen zu können. Ich kam in die Heimatsstadt Frieda's an. Bangen Herzen durch die Straßen nach Eurem Heim — als ich ankam, waren es Fremde, die mich empfingen und mir die Kunde gaben, daß Ihr das Geschäft verkauft und meine Frieda, meine engelssüße Frieda, auf dem Kirchhof liege!“
 Die Stimme des alten Mannes brach und er rang sichtbar nach Worten.
 „Als ich den Friedhof erreichte,“ fuhr er nach einer Pause fort, „war es bereits Nacht. Auf die schneebedeckte, mauerliche Erde strahlte der Mond und bei dessen flimmerndem Scheine suchte ich das Grab, das mein Erdengestirn barg. Endlich fand ich das schmucklose Kreuz, das den Hügel bezeichnete, und ich stürzte auf diesen hin, ihn mit meinen Thränen benetzend!“

Die Stimme des alten Mannes brach wieder und auch die Base, die, ihr Gesicht mit der Hand beschattend, auf einem Stuhle vor ihm saß, ließ ein leises Schluchzen hören.
 „Die lange ich auf dem Grab gelegen,“ sagte Leuschner, „weiß ich nicht, aber die Sterne bleichten schon und im Morgen sah man die Sonne steigen. Als ich mich erhob, war Alles leer in mir, todt und öde. Ich ging mechanisch meines Weges fort, drückte den Hut tief in's Antlitz, sah mich Keiner erkennen, und konnte nicht denken, nicht weinen! Mein Gott,“ rief der alte Mann, „was hätte ich damals für eine Thräne gegeben! Aber ich konnte nicht weinen. Ich trat in ein Wirthshaus und sah unversehens in den Spiegel — da blickte mir ein alter Mann entgegen. Mein Haar war weiß geworden, so weiß, wie es heute ist, und mein Herz war todt, todt bis zu dieser Stunde. Ich dachte nur ein Schonen, zu sterben und mein todtes Weib wieder zu sehen. Aber das Leben ist zähe und mich selbst zu tödten, dazu war ich zu feig. Und nun lebt mein Kind noch! Gnadenreicher Gott, wenn ich es mein nennen dürfte!“

Die Base war aufgestanden und an Stelle des harten Gesichtsausdruckes war eine wehmüthvolle Weichheit gekommen.
 Sie legte die Hand auf die Schulter des vor ihr Sitzenden und sah diesen lange unverwandt an.
 „Ja, ich glaube Dir,“ sagte sie endlich, „Du hast die Wahrheit gesprochen. Gott lenkt unsere Geschichte unerwartlich und Du bist nicht so schuldig, wie ich dachte. Aber was soll nun werden?“
 „Läß mich mein Kind sehen,“ flehte der alte Mann, „laß sie nur einmal Vater zu mir sagen, dann will ich gerne alles Elend tragen!“

Die Base schüttelte stumm mit dem Kopfe.
 „Dein Kind ist rein und auf Dir klebt der Fluch der Sünde,“ sagte sie alsdann. „Noch nicht, es wäre zu früh. Aber was nun beginnen? Hier darfst Du nicht bleiben; es wäre Deines Kindes Elend.“

Leuschner sah sie stehend an.
 „Bleib' einstweilen hier auf dem Zimmer,“ sagte die Base sinnend, „alles Weitere muß noch bedacht werden.“
 Damit wollte sie die Stube verlassen.
 „D, sage mir noch Eins,“ rief der alte Mann mit inniger Bitte, „meine Frieda, hat sie mir wirklich gefluht?“
 Die Base blieb stehen und sah Leuschner fest an.
 „Nein, sie hat Dir nicht gefluht,“ sagte sie alsdann langsam, „aber ihr letztes Wort war ein Segenswunsch für Dich.“

Damit wandte sie sich, das Zimmer zu verlassen. Als sie sich von ungefähr nochmals umsah, erblickte sie den alten Mann, wie er vor dem Bette niedergesunken und sein Antlitz tief in die Kissen verborgen hatte.
 „Er ist doch besser, als ich dachte,“ sagte sie leise vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahrsagerin.

(Bild S. 365.)

Sennoritas, Sennoritas,
 Schönste Blumen von Kastilien,
 Süße, holde Zuckerpüppchen,
 Eure zarten Händchen reich mir,
 Daß ich draus für ein paar lump'ge
 Naravedis auch die Zukunft
 Nach Chaldäerweise deute.
 Also steht die kupferbraune
 Pulkka, die Zigeunermutter.
 Und die schönste von den Dreien,
 Donna Sol, der in dem schwarzen
 Haar die weiße Rose duftet,
 Streckt neugierig hin ihr Händchen.
 Wie auf dürrer Holz ein zartes
 Rosenblättchen liegt die kleine,
 Zarte Hand auf Pulkka's brauner.
 „Ei, was seh' ich!“ lacht die Alte,
 Und die grauen Augen haften
 Stechend auf der innern Fläche.
 „Diese vielen kleinen Einien,
 Auf die Schaar der Freier deutend,
 Zahllos sind sie, wie du selbst siehst:
 Aber eine gräbt sich tiefer
 In den zarten Grund und schneidet
 Mitten durch die Lebenslinie.
 Ei, welch' schlanker, stolzer Freier!
 Steht er nicht wie ein Espada
 Unter den Banderilleros?
 Hat er Augen nicht wie Kohlen
 Und nicht Lippen wie Granaten,
 Nicht ein Herz voll zarter Liebe?
 Dieser, süßes Zuckermäulchen,
 Wird gewißlich einst der Deine,
 Denn die Einien vereinen
 Endlich sich zu schönem Bunde.
 Doch, laß nicht so lang ihn zappeln,
 Rath' ich, wie die schöne Dita
 Ihren Liebsten. Jeden Abend
 Stand er bleich vor ihrem Fenster,
 Hoffend, daß als Liebeszeichen
 Sie ihm eine weiße Rose
 Eigenhändig niederwerfe.
 Manche Nacht hat er gewartet,
 Aber Dita, die Kokette,
 Ließ ihn spröden Sinnes zappeln,
 Wie das Fischlein an der Angel.
 Endlich hat er ihr zum Troste
 Eine Andere genommen,
 Und die spröde Dita kömmt ihr
 Jetzt als alte Jungfer sehen,
 Grau und huzlich wie ich selber.
 Darum rath' ich, schönstes Täubchen, —
 Doch, wohin verirrt mein Blick sich! —
 Soll ich weiter noch die Zukunft
 Deuten dir?“ — Doch schnell entzieht ihr
 Donna Sol das Händchen. „Unsim,“
 Spricht sie, heiserallühend, „schwafst du —“
 Schleunigst trollt sich fort die Alte,
 Während laut die Schwestern lachen,
 Wissen nicht, daß Pulkka listig
 Einen Auftrag ausgerichtet,
 Und, wenn heut der Mond sich einstellt,
 Eine weiße, duft'ge Rose
 Niederfallen wird im Parke.

D. v. S.

Schöpfbrunnen in Aubien.

(Bild S. 364.)

Jener Theil Aegyptens, von Aubien bis zum Sudan, macht sich immer unheimlicher und unheilvoller für die Engländer. Es sind jetzt wieder die Blicke der gesammten civilisirten Welt auf jene wüstenartigen Gebiete, welche der Nil durchströmt, gerichtet, wo Gordon mit seinen Truppen plötzlich verschwunden, Khartum im Besitz des Mahdi ist und Wolseley nahe daran zu sein scheint, das Schicksal Hid's — gänzliche Vernichtung, nachdem er in eine Falle gelockt — zu erleiden. Nach Aubien führt uns das Bild Seite 364. Wir erblicken hier eine Brunnenanlage, wie solche für den mittleren und südlichen Theil Aegyptens charakteristisch ist.

Auf uralte und sehr wenig künstliche Art wird das Wasser aus Quellen emporgehoben, theils durch ein Rad, vermittelst Ochsen getrieben, das Eimer an Bändern in die Tiefe läßt und gefüllt emporzieht, theils durch Hebel rohester Art, wie unser Bild diese zeigt. Charakteristisch für die ganze Art und Weise des Landes und die Kulturstufe des Volkes sind diese Schads und Safeyes, Schöpfbrunnen und Hebelbrunnen, in hohem Grade, sie verleihen geradezu jenen Gebieten eine bestimmte Physiognomie. Gewöhnlich herrscht bei diesen primitiven Anstalten ein reges Leben von durstigen Menschen und Vieh, man sieht stets dabei eine Anzahl schmaler Gestalten, die hier beschäftigt sind, die Bewässerung der Felder oder Wassertransporte zu leiten.

Ein russischer Märchenzähler.

(Bild S. 368.)

Sechs muntere Buben aus einem kleinrussischen Dorfe haben sich wacker im Freien getummelt und die Lust an Spielen und tollen Streichen endlich satt bekommen.

„Heja, Brüderchen!“ ruft Kolja, ein kleiner Tonangeber im Kreise der Geipielen, „laufen wir geschwind nach der Podowinje, wir wollen einmal nachsehen, was der alte Stepuschka macht!“
 Wie ein süßer Zauberlang erklingt dieser Aufruf den Ohren der Spielkameraden; alle stürmen sie alsbald in tollem Wettkampf über Stock und Stein nach der unweit gelegenen Getraidebarre.

Das Darrhaus — mit einfachen Vorrichtungen zum Trocknen von Obst, Flach, Getraide — steht außerhalb des Dorfs. Mitten im oberen Stock des Gebäudes befindet sich ein gewaltiger Ofen. Unterhalb des Ofens, welcher mit starkem Kofwerk versehen ist, liegt ein trockener, warmer Raum, für das Abkühlen des Getreides bestimmt. Dieser Raum ist die sogenannte Podowinje — eine Kammer unter dem Feuer der Darre, dessen Bezeichnung im Russischen gleichbedeutend mit Kobold, Hausgeist (Domowoi), weil der Unhold dem Volksglauben nach sich mit Vorliebe an diesem Orte aufzuhalten pflegt. In einem Winkel der Kammer erblickt man in der Regel irgend ein räuseliges Großväterchen mit einem langen weißen Vollbart und auf die Schultern herabwallendem Silberhaar. Im Darrhaufe gibt's eben noch passende Beschäftigung für die erlahmenden Kräfte der Alten: sie überwachen das Feuer oder sehen beim Trocknen und Abkühlen des Getreides nach dem Rechten.

So ein alter Hüter in der Darre ist auch der Greis Stepuschka, welchem die ausgelassenen Dorfjungen, mit Kolja an der Spitze, ledig über den Hals kommen. Die Darrkammer mit ihrem traulichen Geknistern, dem alten Männlein und den Spitzgeschichten hat für die rege Einbildungskraft der Kinder etwas unaussprechlich Verlockendes...

Stepuschka sitzt still in Gedanken auf seiner Bank in der Podowinje und blickt in ein Feuerlein, das er vor sich auf dem Lehm Boden angewacht. Da bricht auf einmal die kleine wilde Rotte zu ihm herein und überfällt ihn mit muthwilligem Toben, Durch-einanderstreiten und Lachen, daß dem Greise schier Hören und Sehen vergeht. Doch der gute Alte ist ein treuer Freund der Kinder und hat sie ganz in seiner Gewalt, sobald er sein unsehbares Zaubermittel auf sie wirken läßt.

Nachdem er die kleinen Sargier mit würdevollem Ernst zur Ruhe ermahnt, heißt er sie rings um das Feuer niedersitzen und mausehnsill aufpassen.

Die Knaben gehorchen ihm willig. Es folgt eine Pause tiefen Schweigens und athemloser Erwartung... Der Greis schaut ein Weilchen sinnend in's Leere, dann wirft er sein Haupt stolz in den Nacken und beginnt seine Erzählung... Er ist von ganzem Herzen bei der Sache, immer voller und ergreifender tönt seine Stimme durch das stille Kämmerlein, immer lebhafter blickt sein geistprägendes Augenpaar auf die Gruppe der Kleinen und die alten Hände gestikulieren mit Pathos.

Mag er den kleinen Freunden nun in seiner eigenthümlich singenden Weise eine Geschichte aus alter Zeit, eine Fabel, ein Märchen vortragen, oder von Bären und Wölfen, von guten und bösen Geistern erzählen — immer lauschen die Buben voll gespannter Aufmerksamkeit, ihre Augen blihen und das Roth der Begeisterung färbt ihre Wangen... Die junge Phantasie nimmt mit wonnigem Entzücken ihren Flug in eine bunte Welt der wunderbarsten Herrlichkeit.

Ernst von Siehn.

Die Kunst des Zuckersiedens.

Von wann datirt die Kunst, aus dem Saft des Zuckerrohrs durch Einsieden Zucker zu gewinnen? Nach dem uns vorliegenden Konversationslexikon soll man dieses Verfahren zum ersten Mal um die Mitte des 15. Jahrhunderts angewendet haben. Im Widerspruch dazu steht aber die uns freundlichst mitgetheilte Stelle einer Berner Handschrift (Nr. 46) aus dem 12. Jahrhundert, betitelt: „Descriptio terras sanctae“. Sie lautet in Uebersetzung folgendermaßen:

„Honigrohr wächst auf geeignetem Boden, ähnlich dem gemeinen Rohr, ist aber viel größer. Innerlich ist es nicht hohl, sondern ganz voll von einer löcherigen Masse, welche wie diejenige beschaffen ist, die sich in den Hollunderzweigen befindet. Ist das Rohr geschnitten, so wird dasselbe in Längen von zwei Handbreiten zerlegt und in einer Kelter ausgepreßt. Was in ein Gefäß gepreßt ist, wird in kupfernen Kesseln gekocht; der Schaum wird gesammelt in Siebe gebracht, welche aus feinen Reifern gewebt sind. Die grobe (dicke) Masse bleibt in den Sieben und was daraus abgetropft ist, gibt nach erfolgter Trocknung den Zucker. — Honig ist das Süßeste (Edelste) und zum Wohlgeschmack der Speisen sehr geeignet.“

Bemerkenswerth ist, wie bei dieser Gelegenheit angeführt werden mag, die Uebereinstimmung in der Benennung des Zuckers bei allen Völkern: Althochdeutsch zueuro, nur allein in der genannten Berner Handschrift; mittelhochdeutsch und niederländisch schon zucker; sanskritisch scharkara, altnordisch sykr; schwedisch socker; dänisch sokker, sukker; englisch sugar; holländisch suiker; französisch sucre; italienisch zucaro; spanisch azucar; wallisisch saggr; irländisch siacra; böhmisch cukr; malajisch dschagara; albanisch sheker; tibetisch sakar; lateinisch saccharum; griechisch sakcharon; persisch sukhar, schakar.

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Dederoth.

Achtes Kapitel.

Willi Barning hatte, als er von seinem Besuche in Liebenstein nach L. zurückgekehrt, keinen Anstand genommen, Frelich ausführlichen Bericht darüber zu erstatten und jetzt auch dessen erwähnt, wie er schon gestern den Förster kennen gelernt und was er heute von demselben erfahren. Der ganze Unmuth über das Benehmen Ella's sprach sich in seinen Worten aus, aber ein scharfer Beobachter, wie es Frelich war, bemerkte doch, wie schwer ihm die Auslassung desselben wurde, daß in seiner Brust der Zweifel nicht ganz erstickt, ob die Baronin nicht doch zu entschuldigen sei. Als Willi erwähnte, daß er die Worte ausgestoßen, er bedaure die Baronin, klang es darin eher wie eine Besorgniß, sich übereilt zu haben, als wie Befriedigung darüber, daß er ihr die Wahrheit in's Antlitz gesagt.

„Bravo!“ lächelte der Justizrath, der aufmerksam gelauscht, „ja, sie verdient eher Mitleid als Groll, und ich freue mich, daß Sie ihr das gesagt. Aber jetzt sind mir auch viele Räthsel gelöst. Sie wußte also um das Verhältniß Lieben's zu der Schwester des Försters! Das ahnte ich nicht. Gott weiß, wie sie das erfahren, aber nun ist es mir erklärt, warum sie den Mann so rasch vergessen,

um dessenwillen sie sich mit ihrem Vater entzweit, auf den sie im blindesten Vertrauen nichts kommen lassen wollte; wer nur einen Zweifel an seinem Charakter aussprach, den schalt sie ja einen Verleumder. Sie wußte also um seine Untreue und doch bewahrte sie mir ihren Groll, sie verbarg, was ihrem Herzen und ihrem Stolze jedenfalls einen furchtbaren Stoß gegeben — ja, sie ist zu beklagen. Sie ward betrogen, wo sie blind vertraute, und sie beargwöhnt diejenigen, die es gut mit ihr meinen, ihr fehlt der Rath eines

Hohn darin sehe, wenn der Förster seiner Schwester ein Mhl auf Liebenstein gegeben.

„Das Schlimme ist,“ schloß Frelich, „daß Ella nie zu mir Vertrauen gehabt, und ich ihr nicht aufdrängen konnte, was ich erfahren. Lieben war kein völlig schlechter, nur ein bodenlos leichtsinniger Mensch. Er hatte Verpflichtungen gegen Hulda, ehe er Ella kennen lernte, und er war ehrlicher gegen das arme Mädchen, das ihm vertraut, als gegen die reiche Erbin, die ihn vom Abgrunde retten sollte.“



Anna Großer. (S. 363.)

Sophie Menter. (S. 363.)

Freundes, und in einem Gefühl, das mir sehr erklärlich, begehrt sie jetzt wieder eine große Thorheit, weil sie keinen hat, der ihr rathet, der für sie handelt. Weil sie sich scheut, den wahren Grund dafür anzugeben, weshalb sie Zornau von Liebenstein entfernen will, läßt sie dem Inspektor freie Hand, sich eines alten Beamten zu bedienen, der ihm sehr unbedeuten, aber ich werde mit Zornau reden und dem Herrn von Jlu meine Meinung sagen.“

Der Justizrath und Willi machten sich auf den Weg zur Försterei. Wie Frelich das Verhältniß Lieben's zu Hulda schilderte, klang die Sache anders als aus dem Munde des Försters, da war die Bitterkeit Ella's erklärt. Frelich gab zu, daß Hulda möglicherweise nichts von der Verheirathung Lieben's gewußt habe, er hob aber hervor, wie tief Ella darüber empört sein müsse, daß dieselbe auf ihrem Gute gemächlich lebe, daß Ella nicht ahnen könne, in welcher Unkenntniß Hulda sich darüber befunden, daß Lieben verheirathet und daher einen



Ein russischer Märchenerzähler. Zeichnung von A. Semjow. (S. 367.)



Das Erdbeben in Spanien: Gräfte und Spalten bei Guisot. (S. 370.)

„Er war ein Bube nach Allem, was ich von ihm höre,“ unterbrach Willi den Justizrath, „genug von ihm! Die Baronin thut Recht daran, auch die letzte Erinnerung an ihn damit zu tilgen, daß sie an eine andere Heirath denkt. Ich sah heute den Prinzen von ** auf dem Wege zu ihr. Ein nicht übler Mann.“

„Nehmen Sie ihm den Titel, und es bleibt nicht viel übrig,“ versetzte Frelisch, einen Seitenblick auf Willi werfend, „als wolle er nicht glauben, daß Barning so gleichgültig von einem Bewerber um Ella rede.“ „Er bildet sich auch ein, daß Ella eine Millionärin.“

„Er bietet ihr aber auch eine Stellung, wenn er sie heirathet, die ihr mehr werth als ihr Gold. Es gibt Naturen, denen befriedigter Ehrgeiz Alles ersetzt, weil sie nie Besseres kennen lernen und auch nicht kennen lernen wollen. Ich liebe solche Naturen, wie beklagenswerth sie mir auch erscheinen. Wer aus Stolz lieber entbehrt, als sich wegwirft, ist edler angelegt, als wer sich der Gefahr einer Entwürdigung aussetzt, nur damit ihm ein erträumtes Glück nicht entgehe. Wenn die Natur ein hohes Selbstgefühl in die Brust gelegt, verdient eher auf der Höhe zu stehen, als wenn der Zufall der Geburt in eine fürstliche Wiege legt. Ganz unbedeutend kann übrigens dieser Prinz nicht sein, wenn er den Muth hat, einer Bürgerlichen seine Hand zu reichen.“

Es entging dem Justizrath, daß etwas Haschendes in der Art lag, wie Willi diese Bemerkung hinwarf, er schien verstimmt. Es trat eine lange Pause ein, da er nicht antwortete. Man hatte sich inzwischen der Försterei genähert. Bei dem Erscheinen der Fremden zog sich eine Frau, welche vor der Thüre gesessen und deren Antlitz in Thränen gebadet, verstört von Schmerz oder Gram, in's Haus zurück, sie hatte zwei Kinder an der Hand, die sie mit sich fortzog.

Eine unheimliche Stille herrschte im Hause, als die beiden Männer dasselbe betraten. Willi pochte an der Thüre der Wohnstube, als sich Niemand zeigte, eine barsche Stimme rief „Wer da?“ und als er die Thüre öffnete, sah er den Förster an einem Tische sitzen, das Haupt auf die Hand gestützt, zwischen den Knien die Büchse, welche Jornaun allem Anschein nach eben geladen, denn Pulverhorn und Kugelfasten befanden sich vor ihm auf dem Tische.

Es funkelte düster aus den Augen des Mannes, den die Eintretenden aus funsterem Brüten gestört.

„Haben Ihr Wort schlecht gehalten,“ sagte der Förster, dessen Antlitz wie verstört. „Wollten für mich reden. Dacht' es mir gleich, daß es nichts nützen werde. Der Gendarm war hier. Ich soll auf's Gericht. Haben es ihr wohl auch wieder erzählt, daß mir die Galle überlief?“

Der Förster sprach das in höhnlich bitterem Tone, wie Jemand, dem es gleichgültig ist, ob das, was auf ihm lastet, sich noch vermehren soll oder nicht, man sah es ihm an, daß er sich zu einer That der Verzweiflung entschlossen. „Weßhalb sollen Sie auf's Gericht?“ nahm jetzt Frelisch das Wort. „Wenn Sie nichts Schweres verschuldet, werde ich für Sie eintreten. Ich bin der Justizrath Frelisch.“

Der Förster sprang von seinem Sitze auf, er schien einen Moment wie von Hoffnung elektrisirt, aber schon im nächsten verblühterte sich wieder sein Antlitz. „Es ist zu spät,“ versetzte er, „wollte Gott, ich hätte das Blut weisern können und erst an Sie geschrieben. Aber der Laffe, der Inspektor, hatte mich zu sehr gereizt. Es ist zu spät.“

„Was ist denn geschehen?“ fragte Frelisch betroffen.

„Gott weiß, wie's gekommen — aber es ist geschehen!“ murmelte der Förster düster vor sich hin. „Sehen Sie, Herr Justizrath,“ begann er in plötzlich verändertem Tone, wie überwältigt von einer weichen Regung, „ich habe, so wahr Gott lebt, stets meine Pflicht treu erfüllt. Dafür kann ich nicht, daß der Herr von Lieben meiner Schwester nachgestellt, ich will's beschwören, daß wir Beide nichts davon gewußt, daß er sich verheirathet, die Hulda ist ja elend genug dadurch geworden. Als die Nachricht kam, daß der Herr von Lieben im Kriege erschossen und daß seiner Wittve diese Herrschaft gehöre, wollte der Herr von Alm mich verleiten, Geld für uns aus dem Forst zu schlagen, so lange wir hier noch freies Spiel hätten, lange werde es ja doch nicht dauern, und mich werde man zuerst wegzagen. Ich antwortete ihm, ich sei ein ehrlicher Mann und wolle es bleiben, im Uebrigen schütze mich mein Kontrakt und mein gutes Recht. Seit der Stunde bin ich dem Inspektor ein Dorn im Auge, er hat's mir wohl auch eingebrockt bei der Baronin, er weiß, daß die Hulda und ich Schriftliches vom seligen Herrn Baron haben, daß ich aber darauf mich nicht verlassen mag, weil's mir keine Ehre ist, daß meine Schwester die Braut des Herrn von Lieben gewesen, seit ich weiß, daß er sie betrogen, und weil die Hulda es auch nicht will — sie darbt lieber, als daß sie Geld fordert für ihre verlorene und verrathene Jugend. Wollte ich die Papiere zeigen, die ich vom seligen Herrn Baron habe, kein Mensch könnte mir die Thüre weisen. Ich schickte heute früh die Hulda fort, ich wollte mir auch das nicht sagen lassen, daß sie hier der Frau Baronin vielleicht im Wege. Ich war auf's Schloß beschieden, aber die Frau Baronin wollte mich nicht sehen, der junge Laffe empfing mich und setzte sich auf's hohe Pferd. Er lachte, als ich forderte, die gnädige Frau selber zu sprechen, er sagte, ein Baron tändle wohl mit einer hübschen Dirne, aber die gnädige Frau lasse keinen Menschen wie mich auf ihr Zimmer, dazu sei sie zu vornehm. Er reizte mich und ich gab Antwort; er sagte, er habe Befehl, mir zu kündigen, ich berief mich auf meinen Kontrakt, er drohte, ich blieb ihm nichts schuldig. Da schlug er plötzlich um und sagte höhnlich, ich hätte ehver-

lebende Worte gegen die Herrschaft gesprochen, das zerreiße den Kontrakt, verschmähte ich die Güte, so werde man Gewalt brauchen. Der Schuß hatte mich nur gereizt; er hatte Zeugen hinter die Thüre gestellt, um mir jedes Wort, das ich in der Heftigkeit ausgetrieben, vorhalten zu können; in meinem Kontrakt steht sofortige Dienstentlassung bei Mangel an schuldiger Ehrerbietung, oder übler Nachrede gegen die Herrschaft.“

„Ich werde der Baronin sagen, wie Alles zugegangen,“ nahm Frelisch das Wort, als der Förster sich unterbrach, um Athem zu schöpfen. „Beruhigen Sie sich, es kann noch Alles gut werden.“

Jornaun schüttelte den Kopf. „Ich bin noch nicht fertig,“ versetzte er düster. „Der Gendarm war hier. Er ist mir gram, weil ich seinen Jungen wegen Holzdiebstahl gestraft. Er befahl mir, in drei Tagen die Försterei zu räumen, ich hätte den Inspektor mit der Flinte bedroht, er lud mich vor Gericht wegen Beleidigung der Herrschaft, er wollte mich nicht hören, er schalt mich einen Lügner, drohte, mich gleich mitzunehmen, da warf ich ihn aus dem Hause, ich hätte ihn niedergeschossen, wenn er Hand an mich gelegt.“

Der Justizrath schüttelte nachdenklich den Kopf. „Das ist freilich sehr böse,“ sagte er. „Sie haben ihn angetastet und er war im Dienst!“

„Im Dienste des Inspektors und der Baronin, die haben ihn hergeschickt. Aber er wird's anders drehen. Meinemwegen. Soll ich zu Grunde gehen, so werde ich's Denen noch einpfaffen, die mich verderben!“

Es war zu errathen, worauf der Förster brütete, weßhalb er die Büchse geladen.

„Kommen Sie mit mir,“ sagte der Justizrath nach kurzem Nachsinnen entschlossen. „Mich wird die Baronin empfangen. Es kommt Alles darauf an, daß sie die Kündigung zurücknimmt, auf die Klage verzichtet. Sie sind ebenso gut Beamter, wie der Gendarm. Die Baronin wird mich hören und wenn wir Alm entlarven und sie Ihnen verzeiht, wird der Gendarm wohl ein Wort mit sich reden lassen. Kommen Sie.“

Der Förster fügte sich nur widerwillig, aber er that es; er ließ auf Zureden des Justizraths auch die Büchse zurück. Er begleitete die beiden Herren, die ihm ihr Interesse aufdrangen, wie Jemand, der zu einem Akte der Gewalt entschlossen, denselben mürrisch ausschleibt, um sich schadensfroh gegen eine bessere Stimme rechtfertigen zu können, wenn er doch dem Dämon in die Arme fallen muß. So fiel er den Pferden der Baronin in die Zügel, als er sah, daß sie nicht halten ließ, das wild erregte Blut raubte ihm jede Besinnung und er schlug um sich, als Willi ihn hindern wollte, den Wagen mit Gewalt aufzuhalten, er sah nicht, wen er traf, erst als es geschehen, kam er zur Besinnung, einen Moment starrte er den Blutenden an, dann flüchtete er wie von Furien getrieben.

Der Justizrath begriff nicht sogleich, was geschehen, er war wie betäubt. Hatte es ihn erregt und empört, daß die Baronin den Wagen nicht halten ließ, hatte es ihn erschreckt, daß er mit Noth den Räubern entging, so vermehrte das nächste Bild seine Aufregung — der Förster vom Rade zu Boden gerissen, Willi blutend, der Wagen davon jagend, als müsse er im nächsten Moment zerschellen.

„Es ist nichts Bedeutendes,“ sagte Willi, der sich zuerst gefaßt, auf seinen blutenden Arm deutend, „der Rasende hat mich mit dem Messer gestreift, Gott sei Dank, daß die Damen gerettet, es fehlte nicht viel, so stürzte der Wagen um, als die Kasse sich scheuten.“

„Dort ist ein Haus — Sie bluten stark, ich werde Sie führen,“ versetzte Frelisch, Willi's Worte kaum beachtend. Es beruhigte den Justizrath einigermaßen, als wenige Minuten später, noch ehe sie in das einige dreißig Schritte von der Straße liegende Gehöft getreten, der Wagen der Baronin zurückkehrte und der Kutscher ihnen die Frage zurief, ob er Hülfe bieten könne. „Sie denkt doch wenigstens daran,“ murmelte er, während Willi die ablehnende Antwort gab.

„Es ist den Damen also nichts geschehen!“ sagte Barning, wie von schwerer Unruhe befreit, aufathmend, während er sich des Rodes entledigte, um den stark blutenden Arm in das Wasser tauchen zu können, welches ihm die dienstwillige Bauernfrau bereits darbot. Er forderte Eßig. Einen Moment war es, als ob ihn eine Ohnmacht in Folge des Blutverlustes befallte, aber er besaß die Kraft, den Verband seiner Wunde selbst anzuordnen, und ein herzhafter Schluck Brammwein, den er gefordert, half ihm, die momentane Schwäche völlig zu beseitigen. „Wenn mein Rod geäubert ist,“ sagte er heiter zu Frelisch, „so können wir gehen, die Baronin braucht es nicht zu erfahren, daß sie mir einige Tropfen Blut gekostet; ich bitte Sie, davon kein Wort zu reden, und auch von Ihnen erbitte ich Schweigen,“ wandte er sich zu der Bäuerin.

Der Justizrath schaute sehr ernst drein, er schien mit seinem Urtheil über den Vorfall noch nicht einig zu sein, die Worte Willi's befremdeten ihn sichtlich.

„Sie beurtheilen ein ganz unerhörtes Betragen sehr milde,“ sagte er, „wie einen Bettler ließ sie mich stehen.“

„Ich hatte es kaum anders erwartet,“ lachte Willi, „aber still, da kommt Jemand.“

„Der Graf Sternheim,“ flüsterte Frelisch, einen Blick durch das Fenster werfend. „Der Unzertrennlige des Prinzen.“

Der Graf trat ein, mit dem ersten Blick bemerkte er die blutige Schüssel.

„Sie sind verwundet!“ rief er. „Meine Herren, ich komme im Auftrage der Baronin von Lieben, sie ist sehr besorgt. Ich sehe noch nicht recht klar, was eigentlich geschehen; sie fürchtet, daß Jemand überfahren.“

„Es ist gar nichts geschehen, was des Aufhebens werth,“ unterbrach ihn Willi. „Ein Rasender fiel der Baronin in die Pferde. Ich habe mich ein wenig geritzt, das ist Alles, der einzig Schuldige hat sich geflüchtet.“

„Der Förster, ich weiß es. Ich wollte ihn sofort verfolgen lassen, aber die Frau Baronin verbietet es selbstamenweise. Sie ahnt wohl nicht, daß der Mann Sie verunehrt.“

„Wer sagt Ihnen, daß das geschehen? Ich nicht.“

„Ich sehe es. Da ist ja der Schnitt im Rod. Aber wenn Sie es wünschen, schweige ich.“

„Ich bitte, daß Sie nichts bemerken, was ich nicht zugebe.“

„Sie verschmähen den Dank einer schönen Frau, um den Mancher Sie beneiden würde, aber ich kann dichter sein. Ich bitte die Herren, mit mir in den Wagen der Baronin zu steigen. Sie ist sehr besorgt.“

„Dann beruhigen Sie die Dame,“ nahm jetzt Frelisch das Wort, „ich gehe zu Fuß.“

„Und ich ebenfalls,“ sagte Willi, dem es ein besonderes Vergnügen zu machen schien, den Grafen schroff abzufragen.

„Sie werden daraus am besten erfahren, daß Ihre Beobachtungen Sie getäuscht. Wenn ich mich ein wenig verletzt habe, so steht die Frau Baronin dazu in keiner Beziehung, ich habe also weder Dank zu fordern, noch zu verschmähen.“

„Dann habe ich mich umsonst bemüht,“ antwortete der Graf, dem jetzt kein Zweifel darüber mehr bleiben konnte, daß man ihm absichtlich in kühltem Tone begegne, und er richtete sich stolz auf. „Ich werde der Baronin melden, wie wenig Anerkennung ihre Zuverlässigkeit findet.“

„Thun Sie das!“ sagte Willi.

Der Graf warf Barning einen Blick zorniger Empörung zu. „Mein Herr,“ sagte er, „ich bin der Graf Sternheim.“ Das Blut stieg dem Grafen in's Antlitz, als Willi bei dieser Erklärung keine Miene verzog, sondern ihn ansah, als verstehe er nicht, wozu der Graf sich nenne. Er schenkte Willi kurz den Rücken, verbeugte sich vornehm gegen Frelisch und entfernte sich.

„Den haben Sie schwer geärgert,“ lächelte Frelisch, als der Graf das Haus verlassen, „aber warum soll Ella es nicht erfahren, daß Sie ihr vielleicht das Leben gerettet und daß Sie ihren Dank verschmähen? Sie hätte das verdient.“

„Wenn ich ein stolzes Weib beschäme, so soll's nicht vor einem Gekken geschehen,“ versetzte Willi, „der Graf wird jetzt glauben, daß ich mir nur seine Vermittlerhaft verbeten. Er ist wüthend und wird mich mit schönen Karten malen, das aber wünsche ich gerade. Es reizt mich, recht tüchtig gehaßt zu werden von der gnädigen Frau, die es nicht ändern kann, daß ich doch ihr Vetter bleibe. Sie hätte den Wagen vielleicht halten lassen, wenn ich nicht dabei gewesen wäre, und wahrscheinlich hätte sie sich lieber umwerfen lassen, als meine Hülfe angenommen, wenn ich sie gefragt; es ist anders gekommen, und das freut mich.“

„Dem Förster ist jetzt nicht mehr zu helfen,“ murmelte der Justizrath. „Es hat Sie wohl ein wenig mit Ella versöhnt, daß sie verboten, denselben zu verfolgen? Sie mag es jetzt ahnen, daß sie den Menschen zur Verzweiflung gebracht.“

„Er verdient es, daß man ihn einsperrt, er ist ein jähzorniger Mensch. Sollten Sie aber die Baronin sprechen, Herr Justizrath, so theilen Sie ihr mit, daß ich meine Entschlüsse geändert. Ich werde mir doch die Rechte erstreiten, die mir das Testament ihres Vaters gibt. Ich nehme den Handschuh auf, den sie mir hingeworfen.“

Das Auge Frelisch's war forschend auf Willi gerichtet, der alte Herr schien zwischen Hoffen und Zweifel, ob er die Sinnesänderung Willi's sich richtig deute, zu schwanken, aber nichts in den sonst so offenen Zügen des jungen Mannes deutete darauf, ob er den Haß Ella's nur auf sich ziehen wolle, weil Haß sich auch in das Gegenheil umwandeln läßt, oder ob er den Kampf beschloß, um Dazwischenliegende zu demüthigen, die ihm die Thüre gewiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erdspalten bei Guavejar in Spanien.

(Vgl. S. 369.)

Unter den merkwürdigen Erscheinungen, die das Erdbeben in Spanien hervorbrachte, gilt als eine der interessantesten, die Tausende von Besuchern anzieht und große wissenschaftliche Bedeutung haben dürfte, das Zerreißen der Erdoberfläche in Guavejar, einem Orte etwa 10 Kilometer von Granada entfernt. Der Ort liegt an einem Hügel, der ein Ausläufer der Sierra ist. Dieser Hügel ist zerklüftet in einer Länge von 1200 Meter, und die Länge dieser Riesenspalte beträgt durchschnittlich vier Meter. Am Ende dieser Spalte zerfließt sich dieser Riß in viele Arme, die sich nach allen Richtungen hin ausbreiten und ein so entsetzliches Bild von der Kraft der Erdböße geben, wie unsere Illustration dies zeigt. Die Häuser des Dorfes stehen zwischen den Spalten und unmittelbar am Rande derselben; sie haben schwer gelitten, sind jedoch noch bewohnbar. Das ganze Dorf ist gerückt und hat sich mit dem Boden gesenkt. Diese seltsame Erscheinung hat einen großen Schwarm von Neugierigen und Geologen herangezogen, welche hier staunen und studiren.



Die Kohlensäure in flüssiger und fester Gestalt.

Von A. Gerson. (Nachdruck verboten.)

Als in den letzten Jahren die Berichte von den erfolgreichen Versuchen zur Flüssigmachung hochkonservativer Gase angefallen...

Wenn nun auch eingeräumt werden muß, daß die Flüssigmachung der meisten Gase bisher lediglich ein wissenschaftliches Interesse beanspruchen konnte...

Die Mittel, um die unter gewöhnlichen Umständen gasförmige Kohlensäure flüssig zu machen, sind dieselben wie für die anderen Gase...

Während nun die Hervorbringung der erforderlichen beträchtlichen Druckspannungen schon mit den bekannten technischen Mitteln möglich war...

Es ist nun Jedem bekannt, daß die Vorzüge der kondensierten Suppen, Gewürze und so weiter darin zu finden sind...

So hat man in Berlin vor einiger Zeit sehr erfolgreiche Versuche gemacht, die Dampfprünge statt durch Dampf...

Die Kohlensäure in flüssiger Gestalt ist ein ganz vorzügliches Mittel zum Lösen des Feuers...

Der Druck des Gases kann noch beträchtlich gesteigert werden, wenn man das Gas, welches die flüssige Kohlensäure enthält...

Einen für das Heben versunkener Schiffe sehr wichtigen Versuch führte vor einigen Jahren Dr. Kaydt im Kieler Hafen vor...

Will man lediglich die Kohlensäure aufspeichern, von der Ausübung eines Druckes aber absehen...

Daß sich bei den Eiszeugungsmaschinen, bei denen die gewöhnliche Kohlensäure schon längst benützt wird...

Ohne Zweifel wird die Kohlensäure auch für andere Zwecke, wie Karbolisirung und antiseptische Behandlung...

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsel Seite 347: Anfangen ist leichter als beharren.

Charade.

Die Erste schafft Nahrung den Menschen und Thieren, Die Zweite ermdet gar sehr den Mann...

Auflösung des Palindroms Seite 347: Rait-Siam.

Kleine Korrespondenz.



Abonnent in Rumänien. Diese Zusatzfrage ist nur Formel; wenn Jemand zum Tode verurtheilt wird...

Frau S. Wolff in Drede. Wohl kaum anders als durch Neupoliten, das man nicht selbst ausführen kann...

Hrn. E. Schmitz in G. Rein - wenn man nicht brustleidend ist. Tg. 86. Wenden Sie sich an das Institut für Ausbildung...

Hrn. J. B. in Dresden. 1) Wir können Ihnen da keine Kraft empfehlen. 2) Solche Firmen kennen wir nicht.

Hrn. Karl Müller in Frankfurt. 1) Der Raum gestattet uns nicht, diesen Unterschied hier klar zu stellen...

Abonnent in Argentinien. 1) Das könnte als ein verkapptes Heirathsgeheim angesehen werden...

Hrn. L. in V. Das kann nur der Hutmacher durch Kochen und Walken.

Hrn. A. Johnson. 1) Wir erinnern uns nicht mehr. Wenn wir es erhalten, haben Sie Nachricht bekommen...

Abonnentin A. F. in Agram. Bei einem sehr ehrenwerthen Charakter kann unter diesen Umständen die Ehe nicht zu unglücklich ausfallen.

Hrn. U. P. in G. Wir haben Ihren Brief dem Autor gefandt. Er mag sich rechtfertigen.

Amalie L. in L. Wird Ihnen nicht viel helfen. Die Untersuchung des Haarhohls durch einen Arzt ist nöthig...

Frau S. in Zürich. Ausländerinnen können sich dort nicht einkaufen und die Schweiz hat keine...

Wichtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln etc. sind uns zugegangen von Frä. Rosine Bihlbadl, Prag...

Hrn. E. R. in Heydekrug. So ganz speziell technische Fragen können wir nicht beantworten...

Abonnent in Ragold. Viele. So „Reisekizzen (1850-1868) aus Dalmatien“ (1857)...

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Ein alter Abonnent. Versuchen Sie mit Vorsicht Umschläge mit 1% alkoholischer Sublimatlösung...

F. S. in Simbach. Stetten im Remstal in der Nähe von Stuttgart. Jedoch nur für jüngere Kranke...

E. S. 100. Wir sind nicht im Stande, nachdem Sie schon die beiden genannten Kuren ohne Erfolg durchgemacht haben...

Anfragen.

27) Wie stellt man auf die einfachste und billigste Art Bleieisig zum Verdichten (resp. Wasserdichtmachen) von Wollwaren dar?

Antworten.

Auf 26, Glimmerbrillen betreffend: Ein Dr. Cohn in Breslau hat diese Erfindung gemacht; die Brille dient besonders für Metallarbeiter...

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen...

Redaktion: Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Hochfluter, Roman von Hans Wachenhusen. Fortsetzung. - Ein Künstlerheim, von Dr. Karl Kay. - Die Alabiveritiosanen Anna Großer und Sophie Renner...

Ein Roman von Wilhelm Jordan.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Die Gehalds.

Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Jordan. Zwei Bände.

Preis elegant gebunden M. 10. -; fein gebunden M. 12. -

Dem Dichter der „Nibelunge“ haben viele Hunderte von Beurtheilern neben souveräner Herrschaft über Form und Ausdruck die Kunst scharfer Charakterzeichnung...

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt vormals Eduard Hallberger.

Vertreter für Engros und Export:

F. G. LIEPKE,
Schmiedestr. 6, Hamburg.
R. GERIKE,
Neue Grünstr. 27, Berlin, C.

“Nonpareil” Velveteen

DER BELIEBTE ENGLISCHE KLEIDERSTOFF.

Der “Nonpareil” Velveteen ist der eleganteste, geschmeidigste und kleidsamste Stoff, der je hergestellt wurde, und eignet sich ganz besonders für Gesellschafts- und Promenaden-Costüme, Mädchen- und Knabenanzüge.

Die feineren Qualitäten des “Nonpareil” sind im Aussehen dem besten Lyoner Seiden Sammete gleich, aber dauerhafter als jener, und kosten nur ein Viertel des Preises.

Würde der “Nonpareil” Velveteen in Lyon fabriziert werden, so hiesse er Sammet und würde wahrscheinlich zu Sammetpreisen verkauft werden; denn er besitzt das Lyoner Ansehen, dasselbe weiche sammetartige Gefühl, die vorzügliche Pracht der Schattirungen, den dichten unbeweglichen Flor und solche vollkommene Ebenheit und Regelmässigkeit im Gewebe, als man nur im Sammet findet, und welche es unmöglich macht, den Unterschied zu entdecken. Als Promenaden-Costüm kann der “Nonpareil” Velveteen zu allen Jahreszeiten getragen werden. Als Salon-Costüm, sei es für Diner-, Empfangs-, Concert-, Theater- oder Ball-Toilette ist er nur allzu kleidsam.

Jedes Meter ist auf der Rückseite “Nonpareil” gestempelt, um das Publikum vor Nachahmungen zu schützen.

Kein anderer Stoff bringt einen edlen Wuchs oder schönen Teint zu solcher Geltung.

Kein anderer Stoff ist so kleidsam, so modern und zugleich so wohlfeil.

Zu haben in allen grosseren Manufacturwaarengeschäften im Preise von M. 2.50 bis M. 6.50 per Meter.

